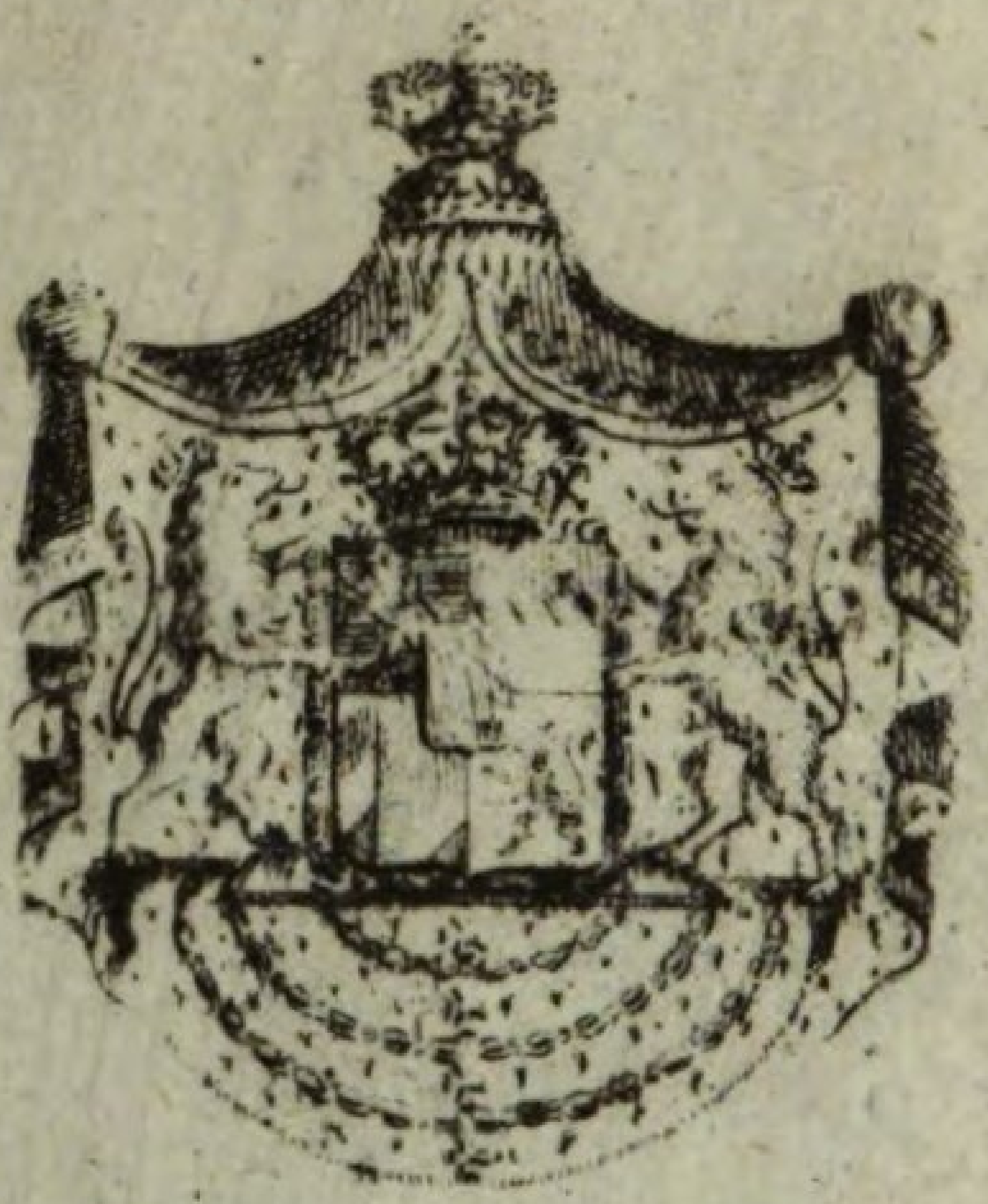
P. o. germ.
1551 c (3)

Wagner



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Historisches A B C eines vierzigjährigen Hennebergischen Fiebelschützen.

Herausgegeben

von

Ernst Wagner.

Ein Anhang zu den Reisen aus der Fremde in die Heimath.

Tübingen
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
1810.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Einleitung

oder

Brief des Herrn Legationsrath

Joh. Paul Friedrich Richter

an

den Herrn Aufseher

der

Deutschen Kunstschule.

Mein Herr Aufseher!

Der selige Ernst Wagner – der Sie, soviel mir bewußt, noch selber hat anstellen wollen – konnte zuweilen ein pudelnärischer Teufel seyn. *) Er suchte mich zum erstenmal auf, als ich in Meiningen wohnte, wo wir im Gartenhanse des vortrefflichen Hofraths Anton Heim einen ungeheuern fränkischen Schöpsenbraten zu Grunde richteten. Bey'm zweyten Bissen – den er, um ihn recht ins Gemüth zu heben, langsam hob und an der Gabel erst ein wenig erwog – sagte ich mit eigner ziemlicher Eßlust: „Wer den ersten Schöps schlachtete, der war ge-

*) Die Leser werden uns hoffentlich verzeihen, wenn wir sogleich bey Erwägung obiger Stelle die Aechtheit dieses ganzen Briefes höchlich in Zweifel ziehen. Da wir uns indessen niemals erlaubt haben, aus einer unsrer aufgefundnen und dem Publikum mitgetheilten Manuskripte Etwas wegzulassen, so wollen wir auch von gegenwärtiger Impertinenz (die der große herrliche Richter selbst richten und bestrafen mag!) um so weniger ein Jota unterdrücken, da das in derselben enthaltene Memento mori uns dermalen wirklich alle Tage sehr nützlich zu werden verspricht. A. d. H

wiß keiner.“ Darüber gerieth er ganz außer sich und fiel mir mehrmals um den Hals, blos deßwegen, „weil ich ihm durch dieser neun Worte Mündlichkeit auf einmal die vollständige Form meiner gesammten Schriftlichkeit wieder vergegenwärtigt habe.“ Ob er wirklich Etwas von meinen Werken verstanden, wird er selber dermalen am besten wissen — herumgetrieben hat er sich ohne Unterlaß darinn. Aber soviel erhellet schon aus Vorigem, daß jede solche kleine sinnliche Fest- und Casualreizung schnell sein ganzes Freuden- und Lebensschiff flott machen konnte — und, wie oft er mich, sobald die Rede auf meine Dichtung kam, mit seinen halbwüchsigen Hasensätzen durch allerley Privat- und Nebenideen ennuyirt hat, ist kaum zu sagen.

So konnte es nach seiner festesten Ueberzeugung an keinem Orte der Welt bessere Milch und Milchextrakte geben, als in Kuhschnappel, weßhalb auch Gott diesen Reichsmarktflecken weislich zum Vaterlande

des guten Siebenkäs geordnet, der Wagnern darinn wie in seinem rechten Elemente zu schwimmen schien. — Angenehmer hätte man den Seligen nicht füglich überraschen können, als mit einem Hänfling aus dem vögelreichen und lustig grünenden Flachsenfingen. — Schoppe, in allen seinen Gestalten, war unter allen meinen Mannsfiguren der Haupt- und Kraft-Mann für ihn; aber warum zunächst? Weil er sich den gedachten Bibliothekar so geistig leicht und ätherisch, und doch so körperlich dick zu denken vermochte, wie etwa eine dicke und recht übervolle, aber fliegende Gewitterwolke mit abendröthlich blitzenden Rosensäumen. Immer stellte er sich Schoppen bey'm Schöppchen Wein im Gasthofe sitzend vor, und den magern Leibgeber darneben, wie dieser romantische Dürrsichtling seinen Dicken füttere und ihm zuletzt auch das Herz aus dem Leibe zum Innbiß offerire — und endlich, sagte er, werde Schoppe immer dicker und gesprächiger, und Leibgebern bleibe allmählig nicht

so viel Leib mehr zu geben übrig, als man im Auge leiden möge, so, daß er mit Schoppens letztem Worte ganz verhalle. Dann stehe Schoppe traurig auf, bezahle seine Zeche und gehe eßlustig fort, um Siebenkäsen wieder aufzusuchen, an dem schon weit mehr sey als an Leibgebern, da er viel Schweizerisches habe. Zuweilen erscheine auch Siebenkäs schon von selber gleich nach Leibgebers Beendigung, und der erfreute Schoppe mache sich über ihn her. — Fürchterlich war ihm das gemeine Wesen von Haarhaar; bey welchem Namen er stets kleine Augen machte und so bedenklich mit dem Finger drohte, wie man vor dem Springen eines Champagnerstöpsels thut. Denn das kleine schon zur Eisenschlacke verkörperte Wohl-Reßichen dieses zerrütteten Staats schien ihm nur noch mitten am Knötchen zweyer zusammengebundnen Haare zu hängen. — Am wenigsten unter allen Gestalten der Jeanpaulsgallerie befriedigte, (nemlich bis zu der Zeit, wo er mir's klagte) und um so gewaltiger interessirte ihn doch

der Hornrichter Stuß, wegen seiner in die tiefste Nacht gestellten radikalen Funktion. Denn (sprach er) dieser sein Vexier-Mensch könne offenbar seyn: 1) ein Dorfconsistorialpräsident, oder doch Assessor bey einem auf dem Lande oder zur Pestzeit von den Bauern selbst errichteten Ehebruchsgerichte, der nachher in Ruhe gesetzt und Bote geworden sey, in welcher letztern Eigenschaft er mir das Bündel getragen. 2) Einer, der bey einem Horndrechsler oder Tabackspfeifenspitzenfabrikanten das besondere Amt habe, alles (gute und schlechte, deutsche, ungar'sche u. s. w.) Horn zu richten oder zu beurtheilen, und zwar a) entweder als Vor- und Zurichter in der ersten Bearbeitung der Hornspitzen aus dem Gröbsten, oder b) als Censor oder Vorrichter über die Spitzen, bevor sie wirlich gedreht werden, oder c) als Recensent oder Nachrichter der fertig gedrechselten Spitzen. 3) Ein Hirten-, Alpen-, oder Waldhorn-Censor oder Recensent; bey welcher Nummer er wenigstens zehn Unterabtheilungen zu machen drohte und auf

musikalische Abwege gerieth. 4) Einer, der dem Rind- und Gaiß-Vieh die falschgewachsnen Hörner in die richtige oder beliebteste Modeform biege oder wäge – nemlich, nach Wagnern ein Hornwäger, nach Richtern ein Hornrichter. — Zur letzten Erklärung hatte er doch nach und nach, ehe sie zur gesetzlichen ward, deßwegen Lust bekommen, weil der Kerl Stuß heiße. (Unter uns gesprochen: Er hatte sein Leben lang den beständigen tollen Vorsatz, eine Theorie des Humors – nemlich des meinigen – zu schreiben, und zwar, da der Humor das gerade Gegentheil von einer Tabelle sey, als System in tabellarischer Form, in der er sich schlechterdings müsse anpacken lassen. — Aber das „Schafin Weimar" hat ihn beständig abgeschreckt.) Doch das ganze abcdarische Anhängsel dieser Vorrede, das ich Ihnen hier zur Druckbeförderung beylegen soll, beweist ja mehr als zuviel sein seltsames und häufiges Dahingeben an derglei-

chen kleine Sinnreizungen und sinnliche Conjecturen und Verdachtschöpfungen.

Uebrigens, ehe ich zu seinem eigentlichen letzten Auftrage an Sie, mein Herr, schreite, möchte ich Ihnen wohl eine gewisse Geschichte von ihm zu Ende erzählen, wenn er selber mir nicht gerade den Schluß davon schuldig geblieben wäre. — Freylich, (wie die Nihilisten sagen) wenn man alle Umstände dabey zusammennimmt – er behauptete fest, er habe Etwas gesehen – ich könnte mich daher allerdings sehr irren – Sie haben ja seine Geisterprätensionen und Seelenpostulate gekannt – man soll nicht zu weit gehen – Nachdenken erregt der Umstand immer – es ist Etwas daran – aber – eine schlimme Sache!

Er erzählte mir nemlich die Geschichte ungefähr so: „Ich arbeitete einst frühe bey Licht – es war dieß das einzigemal in meinem Leben – gerade, als ich noch einige letzte Versendungen des Kunstschulplanes expedirte, und die erstern

Exemplare kaum acht Tage vorher fortgesandt hatte. Eben brachte mir die Magd meine sämmtlichen heutigen Briefe von der Post, wo der Schreiber nur unter Fluchen und Schelten sie so früh eingelassen hatte. Es waren dreyzehn Depeschen, schon alle die deutsche Kunstschule betreffend. Ich erbrach in zitternder Freude, und fand vier Dukaten, und drey Dukaten, und fünf Thaler, und wieder einen Speciesthaler — ach, und übrigens an wirklichen Versprechungen, Hoffnungen und Aussichten mehr als dreyßigtausend Thaler Beyträge — für mich mehr als dreymalhunderttausend Himmelsfreuden! — Der ungewohnte Lichtschimmer und das heftige Lesen in solcher Frühe hatten meine Augen geblendet; aber draußen begannen die Schatten der warmen Frühlingsnacht zu weichen, im Hauch eines frischen Morgenwindes erblaßten des Himmels Leuchten, und schon verkündigte der unruhige Hahn mit gellendem Geschrey das Getümmel des Morgens. Ich verlöschte

mein Licht, trat an das Fenster und fühlte die Augen wunderbar gestärkt, als jetzt in dem gegenüberliegenden großen Saatfelde die blöde Finsterniß vor dem Gott des Tages entfloh, und aus der ruhigen Schwärze sich allmählich ein labendes Grün entwickelte. — Da stand ich — himmlisch entzückt — und aus der werdenden Morgenröthe glänzten mir die heiligen Zinnen einer deutschen Bundesstadt entgegen! — „Mein Vaterland!" sprach ich, und schwieg und schwelgte in einer schönen, langen Pause. — „Wie? (rief ich dann laut hinaus) was wollt Ihr denn? Wenn es nun doch wäre? Wenn nun die Deutschen wirklich wollten? Und du, schwaches Werkzeug, hättest sie versammelt?" — Aber ich schauderte heftig zusammen. Denn hinter mir sprang plötzlich die Stubenthür mit Krachen auf, und — der arge Feind des Menschengeschlechts trat leibhaftig herein, mit dem Pferdefuß, die Hahnenfeder am Huthe. Leider erinnerte ich mich der schreck-

lichen Figur aus einer andern, schon in meiner Jugend gehabten Erscheinung – nemlich als ich einst meinem briefschreibenden Vater über die Achsel geschielt, und die Worte gelesen hatte: „Der Ernst qualificirt sich gut, und ist schon ziemlich weit im Griechischen.“ — Damals zerann indessen das Schreckbild schnell wieder in leere Luft; jetzt aber blieb es stehen und hob zähneblöckend an: „Nun, wie geht's? Du bist wohl jetzt so weit im Planmachen, als damals im Griechischen?“ — Es überlief mich kalt, aber ich gerieth doch in Zorn. „Kerl! (schrie ich und griff angstvoll nach meiner Bibel) Ich habe dir, glaub' ich, schon einmal gesagt, daß du eigentlich gar nicht existirst – wie magst du dich unterstehen, in diesem lächerlichen Aufzuge nun hiergegen nochmals zu räsonniren?“ — „O ich weiß mir doch nichts Beherzteres (lachte der Teufel behaglich) als einen Menschen, der dem Teufel eine solche Grobheit ins Angesicht sagt! Frech genug macht euch eure

Aufklårung. Man sollte denken, sie můßte euch doch endlich auch zu Månnern erschaffen? — Nun, ich komme so eben aus den einundfunfzig deutschen Stådten und einigen andern her und bringe dir gute Nachrichten über deinen Plan. Man hat sich doch einmal recht satt lachen kőnnen – und – auf mein Wort – die Sache wird gehen!" — Ich bedeckte schnell meine Briefe und Beyträge mit der Bibel, und blätterte in dieser. — „Hast du denn das Hahnengeschrey noch gar nicht vernommen?" sagte ich kleinlaut. — „So? Das Hahnengeschrey? Vermuthlich hast du über dem Griechischen und über dem Planmachen vergessen, daß ich eigentlich der Hochmuthsteufel bin, der am hellen Tage hauptsächlich brüllt?" — „Selig sind die demüthigen Herzen!" rief ich jetzt lesend, und blickte flehend zum Himmel und schlug ein heiliges Kreuz vor meinem Busen. Der Geist fieng an wie ein Braten zu schwitzen, und ich sah, wie er sich fürchterlich am Boden

wand. Aber, der Paroxismus gieng bald vorüber. „Heute wirst du mich so bald nicht los als ehemals (sagte der Racker und trat freundlich näher). Ich will dir nun deinen ganzen Fehler selbst gestehen: du hast heute über dem Plane dein Morgengebet vergessen. Sieh, Gevatter, ein jeder kluger Mensch muß alle Morgen hübsch zu seinem Schöpfer sagen, wie jenes kluge Kind frühe zur Mutter sprach: „Mama, ich gehe nun in den Garten – geben Sie doch von da oben herab ein wenig auf mich Acht, damit ich kein Unglück nehme!“

Aber hier ward der selige Ernst Wagner gerade im Lachen durch jene Engbrüstigkeit am weitern Erzählen verhindert, die mehrere Jahre lang einen großen Theil seiner Kränklichkeit ausmachte; nachher vergaßen wir die Geschichte, und so ist er mir den Schluß derselben schuldig geblieben, statt dessen ich Ihnen nun seinen Auftrag mittheile, aus welchem ich übrigens nur einen

ein=

einzigen Punkt für merkenswerth hielt, den ich weiter unten sagen will.

Nemlich – (von der Kunstschule selbst hat er nicht wieder gesprochen, und das war mir vorzüglich lieb; ich wünschte aber doch, er hätte ihr jetziges plötzliches Aufblühen noch erlebt!) er glaubte, unter andern damaligen Gespenstern, auch an eine Deutsche Kunstschul-Realschulbuch- und Kunsthandlung, (seltsam genug, daß ich auch an deren Ephorus gegenwärtig in der That zu schreiben die Ehre habe!) welcher vor allen er das hierfolgende aus der Grafschaft Henneberg gebürtige Werkchen zu ihrer Verlagsergötzlichkeit gönnen wollte. „Ueberhaupt (sagte er) ist es ja für mich, wenn ich das Leben behalten sollte, eine Kleinigkeit, noch so viel zu schreiben, daß diese Buchhandlung, blos von ihrem Gewinne aus Schiffspfundweise gemachtem Absatze meiner Makulatur den ersten Fonds zu der großen Deutschen

Richterisch-Fichtisch-Pestalozzisch-Wagner'schen Obst-Sitten- und Bundesschulanstalt selber, hinlänglich zu liefern vermag, falls nemlich auch Ferdinand Millers hitziger König sich dennoch auf die faule Seite legen sollte – was ich aber für unmöglich halte." — Und, sehen Sie, lieber Herr Oberbundeslandschuldirektor, darinn hat doch der Selige augenscheinlich gleichfalls Recht behalten! (Wieviel kann doch in kurzer Zeit geschehen, bester Mann – der schon erlebten 40,000 Auflagen von meiner ins Französische übersetzten Levana aus Bescheidenheit gar nicht zu gedenken! O goldne Zeit!)

Nun hatte aber Wagner die Vorrede zu gegenwärtiger Schrift vergessen, und bat mich daher, falls er Todes verfahren sollte, Sie selber um eine zu bitten, (wie hiermit geschieht) wenn Sie nemlich etwa schon existiren sollten – woran Sie bey Lesung die-

ses hoffentlich weniger zweifeln werden, als ich.

Ich dächte nun, (und das war auch das Einzige, was er mir mit vielen Worten zu wollen schien) man sagte bloß kurz: Der Verfasser habe dieses Buch nicht eigentlich wie seine übrigen, zum Lese-, sondern mehr zum Stör- und Blätterbuche bestimmt. Wer z. B. den Buchstaben A. anfangen und Artikel für Artikel zu Ende lesen wollte u. s. w., der würde ihm und sich einen schlechten Gefallen thun. Vielmehr möge man z. B. beym ersten Artikel im A zu lesen anfangen, sich aber ums Himmelswillen gleich bey der ersten besten Note unbedenklich stören: und nun zum kreuz- und queren Nachschlagen und Blättern so lange verleiten lassen, bis man irgend etwas Erkleckliches gefunden. — Das wäre denn ungefähr die ganze Vorrede.

Unterzeichneter benutzt diese längstgesuchte rare Gelegenheit: an die Bundesstadt so-

wohl als die übrigen funfzig Mutterstädte, ja an alle einzelnen deutschen Herzen auf einmal, Ihnen, mein Verehrter – als dem einzigen mir dermalen hierzu für tauglich bekannten Vehikel – meine herzlichsten Grüsse aufzubitten! Eine Commission, Guter, die bey der jetzigen Einrichtung Sie kaum zwey Zeilen an Ihr Gelegenheitsbüreau kosten kann.

Ich bin,

mein Herr Aufseher,

Ihr

ergebenster

Joh. Paul Friedrich Richter,

Legaz.

Nachricht für den Buchbinder.

Dieses Verzeichniß der Drukfehler ist gleich vornen nach dem Titel einzuheften.

Man bittet die geliebten Leser dießmal fußfällig, nicht allein die Menge der durch ein wirkliches, nicht mehr zu verhindern gewesenes Unglük eingeschlichnen Drukfehler gütig zu verzeihen, sondern auch — warum man sie feyerlichst beschwört — großmüthig vor dem Lesen zu verbessern.

Titel.	Zeile 5	v. o.	st.	Fiebelschützen l. Fibelschützen.
Einleit.	— 3	—	—	Legationsrath l. Legationsraths.
S. I	— 4	—	—	pudelnärischer l. pudelnärrischer.
— —	— 8	v. u.	—	einer l. einem.
— II	— 3	v. o.	—	dieser l. diese.
— —	— 9	v. u.	—	Dichtung l. Dichtungen.
— III	— 5	—	—	Dürrsichtling l. Dürrsüchtling.
— XII	— 4	v. o.	—	nun l. nur.
— 9	— 3	v. u.	—	einer l. reiner.
— 10	— 6	v. o.	—	Apostrophe l. Apostroph.
— 15	— 3	v. u.	—	ich weiß l. weiß ich.
— 20	— 2	v. o.		Nach und muß das Wörtchen der weggestrichen werden.
— —	— 9	—	—	Dorfnimphe l. Dorfnymphe.
— —	— 7	—	—	Hocksch l. Hacksch.
— 26	— 6	—	—	anschauen l. anschäumen.
— 35	— 8	—	—	rauch l. rauh.
— 38	— 10	—	—	eigendlich l. eigentlich.
— 40	— 5	—	—	furchtbaren l. furchtsamen.
— —	— 2	v. u.	—	eben l. oben.
— 46	— 3	v. o.	—	seinem l. seinen.
— 50	— 1	—	—	heisen l. heissen.

S. 52 Zeile 5 v. o. st. ebenfalls l. allenfalls.

— 55 — 8 — — zartes l. zarte.

— 57 — 4 — — meinen l. meinem.

— 61 — 3 v. u. — vielen l. allen.

— 62 — 3 v. o. — Frieden l. Friedens.

— — — 4 — — hallte l. verhallte.

— — — 2 v. u. — Ysop l. Ysopo.

— 66 — 1 v. o. — Beyde l. Beyden.

— — — 9 v. u. — nur l. nun.

— 67 — 12 v. o. — machte l. nahte.

— 72 — 9 — — anstellte l. aufstellte.

— 73 — 2 — — erschienen l. erscheinen.

— 75 — 7 v. u. — bortirten l. bordirten.

— 78 — 1 — — Borten l. Borden.

— 103 — 11 v. o. — folgendem l. folgenden.

— 109 — 6 — — heissen l. hiessen.

— 110 — 4 — — wirkilch l. wirklich.

— — — 13 — — wußte l. mußte.

— 111 — 3 v. u. — sinnrich l. sinnreich.

— 114 — 2 — — höhlicher l. höchlicher.

— 115 — 12 v. o. — hoffe l. hoffte.

— 116 — 6 — — Derbheit l. Derbheiten.

— — — 12 — — verbannte l. verbrannte.

— 124 — 6 v. u. — Chörer l. Hörer.

— 129 — 12 — — urd l. und

— 130 — 6 — — Ware l. Waare.

— 131 — 7 — — Sommertage l. Sonntage.

— 139 — 1 — — diesem l. diesen.

— 141 — 10 — — Jungferwahrheiten l. Jungfernwahrheiten.

— 143 — 11 v. o. — allgemeinen l. gemeinen.

— 147 — 5 — — jeden l. jedem.

— — — 7 v. u. — schlechten l. schlechtem.

— 148 — 2 — — ausleeren l. ausbeeren.

— 151 — 6 v. o. — sollte l. solle.

— — — 9 v. u. — Illa l. Ille

— 157 — 7 — — Unreichlichkeit l. Unreinlichkeit.

— 161 — 1 v. o. — Sache l. Rache.

— — — 5 — — Sache l. Rache.

— 163 — 1 v. u. — fortgewöhnte l. hartgewöhnte.

S. 167 Zeile 11 v. u. st. grossen l. grossem.
— — — 6 — — Sinn l. Ruin.
— 169 — 12 v. o. — müßte l. mußte.
— — — 10 v. u. — im l. in.
— 171 — 8 — — Dünnlichkeit l. Dünnleibigkeit.
— 172 — 1 v. o. — Seybedankt l. Sey bedankt!
— 173 — 3 — — andern l. anderm.
— — — 3 v. u. — könnten l. konnten.
— 176 — 9 — — Badaus l. Badauds.
— 180 — 3 — lies: außer dem Gange selbst.
— 186 — 4 v. o. — gerieth l. gereicht.
— — — 10 — — andere l. andern.
— 190 — 10 — — vollkommnen l. vollkommen.
— — — 12 v. u. — erscheinte l. erscheint.
— 194 — 5 v. o. — alle l. allem.
— — — 6 v. u. — zugerufen l. gerufen.
— — — 3 — — dein l. mein.
— 195 — 5 v. o. — wirklich l. wirkliche.
— — — 12 — — abscheulichere l. abscheulichern.
— — — 13 — — gottlosere l. gottlosern.
— 196 — 6 v. u. — konnte l. könnte.
— 197 — 4 v. o. — Ministerinn, Pfarrerinn l. Ministerin, Pfarrerin.
— — — 11 v. u. — besteht l. bestehe.
— 205 — 1 v. o. — er l. es.
— — — 8 — — sind' l. fand.
— 207 — 11 v. u. — Entwurst l. Endwurst.
— 208 — 13 v. o. — meinem l. einem.
— 212 — 13 — — mein l. nein.
— 214 — 12 — — Kleinen l. Kleinem.
— — — 2 v. u. — selten l. schelten.
— 215 — 5 — — nicht l. nichts.
— 220 — 12 — — gehaufte l. gehäufte.
— 222 — 7 — — vom l. von.
— 223 — 11 — — Bauern l. Bauer.
— 224 — 11 — — dem l. den.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

A.

Affektirtes Wesen. Ist auf der lieben deutschen Erde eine sehr häufige Erscheinung, die wir alle täglich in unsern Spiegeln und sonst bemerken können. Meine erste Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abscheulich vorkommt, bestand darinn, daß ich lange Zeit – Gott weiß, warum – behauptete, „Conrad" zu sagen, klinge bäurisch; es müsse heißen „Collrad." Dieß haftete, als ich jenen Namen auch wirklich schon buchstabirt und gelesen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bey mir, nemlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die einmal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad" sagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. — (S. den Art. „Bestimmt.") Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererey im Ganzen mit dem Range steigt und abnimmt; und in den allervornehmsten und gebildetsten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürli-

che Willkühr mehr herrschen, sondern nur die reinste, von allem wirklichen Betragen schon gänzlich befreyte, Affektation. — Auch der deutsche Landmann ist nicht mehr ganz frey vom affektirten Wesen, wiewohl es in dieser Classe bis jetzt viel seltner vorkommt als unter den Handwerkern und bey der sogenannten Mantelfamilie. (S. den Art. Mantelfamilie.) Es äussert sich indessen unter den Landleuten meistens blos in der Sprache, und klingt fast immer komisch, weil der Bauer – in der Meinung, gegen die Bauernsprache zu rebelliren – sich gewöhnlich nur gegen die deutsche Sprache auflehnt. So sagte ja das bekannte zur Dame gewordne Niedersächsische Bauernmädchen, „die schönste Stadt in der Welt sey und bleibe doch Wolfenbeutel.“ Ein Hessischer Bauer erzählte mir im Sonntagsrock, „er besitze sehr schöne Feldgäuter und besonders eine mächtig große Weise.“ (Feldgüter, Wiese.) Ein Thüring'scher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beynamen der Surinam'sche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn „den Herrn

Sauer=Einnehmer von W." Ein Fränkischer Dorfschenkwirth (übrigens freylich auch zugleich ein breitmäuliger ungeheurer Narr) nannte mir zum vorräthigen Mittagsessen: „grüne Erweesen mit jungen Käuchen und Behütuns!" d. i. Erbsen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hütsen *). Doch, Ehre, dem Ehre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenseits mancher Fränkischen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. — Uebrigens, und beyläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wirths in mein Gedächtniß einen seltsamen Eindruck gegraben, vermöge dessen ich mir seitdem jedes einzelne Stück von jener Riesenkost — es möge mir nun als Klos oder Hüts, und nicht gerade unter der Exclamation „Behüteuns!" dargestellt

*) Hütse nennt man in einigen Fränkischen Gegenden eine Art von sehr festen Klösen. Daher kommt das Räthsel: „Welches ist der Unterschied zwischen Hütsen und Klösen? Antwort: die Gleichenberge. Nemlich: diesseits der Fränkischen Gleichenberge bey Röhmhild (d. h. mir, der jetzt in Sachsen = Meiningen diese Note verfertigt) nennt man diese Magenpflastersteine „Hütse," jenseits „Klöse." (S. den Art. Hüts.)

werden – nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter – also etwa in dieser Figur: (!) Selbst bey'm Andenken an ganze Schüsseln voll stechen noch die Ausrufungsstänglein so lustig daraus hervor, wie grüne Petersilienstiele zwischen den rothgesottenen Krebsen.

Abformen. Ich habe herzlich lachen müssen, als ich zum erstenmal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf formen sah, wiewohl mich auch der abzukonterfeyende Patient zugleich von Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich stets, wenn ich einen Porträtmaler seinen Kopf erst durch das Glaß aufreißen sehe. Beydes mag wohl sicherlich nicht das Rechte seyn; denn – abgerechnet auch, daß jene schöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frey empfängt, abspiegelt und mit schönerer Willkühr wiedergiebt, hierbey immer gestört, und mehrentheils durch die trotzige prosaische Regel eines höchstgemeinen natürlichen Gesetzes gänzlich vertilgt werden muß – kann ich mich dabey auch nie des Gedankens an „Dieberey" erwehren; wenigstens fällt mir stets sogleich aus dem

römischen Rechte das „vi, clam, vel precario" ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einst in einem ganz schlichten Verweise mitgetheilt haben. Ich hatte nemlich den Kupferstich eines Doktor Luther an der Fensterglastafel nach und nach bis auf die schwächsten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu seiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künstler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! Aber das ist keine Kunst!"

Arolsen. Die erste Stadt von Belang, die ich in meiner Jugend sehen sollte. Sie blieb mir auch immer die merkwürdigste, und ich behielt sie zum Maaßstabe für alle übrigen. Cassel lag aber zwischen ihr und mir – und das genirte mich, da ich einmal für Arolsen eingenommen war, besonders weil diese weiter entfernt, fremder war und ich dort schon das Plattdeutsche hören sollte. Ich wünschte damals von Herzen, daß ich im Fürstenthum Waldeck lieber von irgend einer Meerseite anlanden könnte, um nur auf

einmal, ein Fremdling, in der ächten Fremde, da zu stehen, und — zu staunen. Zum Glück gieng die Reise, an der Seite eines vornehmen Mannes, pfeilgeschwind, und das verhaßte Cassel ward bey Nacht passirt; seine dunkle Altstadt kam mir ungemein verächtlich vor, und ich obstinirte mich, mir von ihrer Größe nicht im mindesten imponiren zu lassen. Nun kamen in meiner Gottesstadt freylich vier betäubende Wundertage. Nach deren Verlauf fand ich aber, es sey eben hier alles — einige Kunstbeschauungen abgerechnet — wie auf meinem Dorfe auch. Und so gieng es mir nachher in Cassel ebenfalls — und so geht es noch bis auf den heutigen Tag überall.

Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserey uns lange mit Fadheit umdüstert hielten — und nun auf einmal ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freyheit, näher und näher wehend tönt—

o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! – So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beschließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf einmal krümmen sich prächtige Purpurwürmer durchs Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich an, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir schon ein breiter Streif des alten Blau's, und bald ist der westliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und blutend fliehen die Gewölke im kreischenden Purpurgewühle nach Osten zu ihrer Nacht hinab, und ich sehe mit Gewißheit der ersten sternhellen Nacht entgegen, und sehe kein Ende der vielen künftigen schönen Tage vor mir! — So ist es meiner Seele, wann der erste Hauch eines göttlichen Gedichtes mir den Himmel des Lebens wieder erschließt! — Dann horche ich, wie nach fernheranziehenden bräutlichen Gesängen hin – ich harre, und zögre noch mit dem Genusse – suche geschwinde noch ein irdisches Geschäft auf, um es – zu beseitigen, pfle-

ge mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen bessern Rock an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und – geniesse dann! — O Dichter! Sähest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so gänzlichem Selbstvergessen sich dir ergiebt!

Augen. Sobald ich mir schöne Mädchenaugen dachte, verstand ich stets darunter ohnehin und vorzugsweise blaue. Kein braunes oder schwarzes Augenpaar hat je mein Herz völlig klar angesprochen, so herrlich es auch dem meinigen entgegenlachte; immer blieb mir darin noch irgend Etwas dunkel, fremd, unweiblich – wenigstens vollkommen unzugänglich; daher fühlte ich mich oft geneigt, das Feurige und Große, das aus dem mir so unverständlichen Dunkel leuchtete, für Gemeines und Herausforderndes zu nehmen, und umgekehrt – welches Letztere wohl auch jedem andern Menschen ausser mir eigen seyn wird und muß; wenigstens scheint es mir unmöglich, in einem schwarzen Auge

die weibliche Sprache richtig zu erkennen, da es mir nie etwas anderes als Blitze aus der Nacht zu geben vermochte. Aber da, wo ein Blick aufblaut, fangen Ziffern für meine Seele zu leuchten an. Das blaue Auge entbehrt keinesweges den Reiz der allgemeinen Hoheit; denn es vermag groß und allverschlingend zu blicken, wie die See. Aber seine Thränen blinken so mild und lieblich auf, wie die frischen Perlen des Feldthaues über dem Vergißmeinnicht. Da ist alles klar, und die Seele tritt in ihren Farbenlichtern schwimmend frey hervor, wie ein Stern im blauen Himmel vor dem Sehrohre sich aufthut. — Dank, Dank jedem blauen Auge, das je auf Erden zärtlich zu mir herüberblickte, aus dem mein Geist Tropfen des Himmels sog! Dank vor allen dir, liebliche F., deren holde Sterne jetzt noch so jugendlich aus der hohen Kindheit zu mir herniederleuchten! O wahrlich, wenn das Auge der Liebe eine Sprache hat, so ist sie Gesang, wie die des deinigen war! Denn so oft sein Glanzblick in einer Zärtlichkeit, wie Lerchenton, emporwirbelte, senkten sich mit dem jugendlich verschämten Augenliede

auch jene Liebeslieder, gleich Aedon's sterbendem Falle, wieder in dein zagendes Herz zurück, wohin ich dann so unschuldig sehnend blickte, wie nach einem heiligen Gnadenorte, zu dem meine Seele zu wallfahren begehrte.

Apostrophe. Immer fällt mir bey diesem Worte das „neutrum cum apostropho" ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freymüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nemlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darinn drey genera kennen, das Maskulinum le, das Femininum la, und – das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau). Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie noch jetzt so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wiewohl ich auch dabey – besonders in diesem Augenblick – immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn ausserdem konnte ich seinen Kenntnissen nie Etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu

ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beygebracht hat – denn es gab wohl nie einen redlichern Wahrheitsforscher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthe ich daher, daß Obiges einmal auf dem königlichen Pädagogium in Halle – wo mein Vater Lehrer gewesen war – wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden seyn muß. — Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber! Und dabey doch ein ächter Deutscher! Aber – als Schüler des sanften und doch ernst-systematischen Baumgartens in Halle – o war es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache auch solche hübsche drey genera zu verschaffen wünschtest, wie andere honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig endlich, du gottloser Rabensohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geist winkt freundlich – und, horch: „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!" flüstert es mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.

B.

„Bestimmt," Dieses Wort war, etwa während des Jahrzehends von 1796 – 1806, in einem großen Theile von Deutschland ein Mode- und Zierwort, das mich um so gewaltiger ärgerte, je mehr man es tagtäglich in allen, sogar in den wenigstgebildeten, Gesellschaften hören mußte. Ueberall schallte es: „Ich erwarte ihn diesen Abend bestimmt nicht – ich habe eine Ahnung, daß es morgen frühe bestimmt geschieht – ich sage Ihnen, daß die Sache bestimmt noch nicht entschieden ist" u. s. w. — Wie sehr all dergleichen (laut. d. Art. Affektirtes Wesen hauptsächlich bey dem vornehmen, und insbesondere unter dem Damen-Pöbel vorkommendes) Gezier mich erboset, ist kaum zu beschreiben. Ein Modewort muß überhaupt wenigstens komisch seyn, wenn es eine Zeitlang ausstehlich bleiben soll; und dann habe ich auch wirklich unendliche Geduld dafür, und vermag es oft sogar mehrmals erst von neuem wieder schön zu finden, wann es schon etlichemal gänzlich abgedro-

schen gewesen ist. Ja selbst jenes mir sonst so äußerst fatale schulmeisterisch-Erhabne im Reden und Schreiben — (Z. B. „Unfähig“ diese Behandlung länger ertragen zu können, war ich dem Entschlusse nahe, öffentlich mit ihm zu brechen; allein, nicht genug, daß er dieß absichtlich nicht bemerken zu wollen schien: er legte auch von dieser Zeit an in sein Betragen gegen mich eine Geringschätzung, mit der ich von keinem meiner Vorgesetzten behandelt werden zu sollen von der Gnade meines Fürsten fest überzeugt war.“) — selbst dieß will ich lieber ertragen — da es doch wenigstens die Tendenz hat, zierlich zu seyn — als ein offenbar blos dummes Zieren, das doch blos klug seyn will. Und, den Menschen, der vollends die erlernte Sprache absichtlich verfälscht und mühsam sich Dummheiten anquält, um einen „vornehmern Klang“ von sich hören zu lassen, (der z. B. so gut als ich zu sagen gelernt hat: „dort unten konnten wir mit den Pferden nicht durchkommen,“ und nun so albern hervorlispelt: „dort unten konnten wir mit die Pferde nicht durchkommen“) den kann ich kaum als einen

Menschen achten, ja im Augenblicke seines Verbrechens erscheint er mir als ein durchaus dummer Affe, den man tödten sollte. — Alles das beweißt wenig Toleranz.

Braten schmeckt mir immer in dem Grade gut, in welchem er zierlich und dünn vorgeschnitten wird. — Ein guter Bratenvorschneider fängt übrigens, wie ein episches Gedicht, da an, wo die gemeine Liebe gewöhnlich schon aufhört – in der Mitte.

Bildhauer. Folgende Anekdote ließ mich schon in früher Jugend mit diesem Worte den beständigen lächerlichen Nebenbegriff eines Säuhirten verbinden. Ein Säuhirte beschwerte sich einst bey meinem Vater, als dem kirchlichen Vorgesetzten des Cantors, über den letztern, weniger deßhalb, weil er seinem Knaben, da dieser ein Bildchen auf die Schultafel geschnitzt, Pfennige (d. i. Ruthenhiebe auf die Finger) gegeben, als hauptsächlich weil er ihn öffentlich vor allen Schulkindern einen Bildhauer gescholten. Mein Vater begriff so wenig als ich, (der ich in der Ofenecke die Sache er=

wog) warum der Mann diese Künstlerehre mit solcher Vehemenz abzulehnen suche; bis er endlich, braun und blau vor Aerger, offenbaren mußte, daß man hier (und, wie ich in der Folge erfuhr, in mehrern Gegenden) den Schweinehirten mit dem Spitznamen Bildhauer belege, weil er mit einer, besonders wohl dazu eingerichteten ungeheuern Peitsche den Steißen seines widerbörstigen Viehes allerley Kreuzstriche, blaue Flecken, rothe Schwielen, und nach Befinden ganze Bilder an- und einzuhauen pflegt.

Brieferbrechen, angeblich „aus Unvorsichtigkeit.“ Unter 1000 Fällen wird hierbey wohl 999 mal wahrer, reiner Vorsatz zum Grunde liegen. Wer einmal mit einem mir erbrochnen Briefe (Stadtbillete machen zuweilen eine Ausnahme nöthig) und den gewöhnlichen Entschuldigungen und der Betheurung, „daß er nicht ein Wort gelesen habe,“ vor mich hingetreten ist, dem habe ich zum zweytenmale nie wieder getraut. Und, soviel ich weiß: wer meine deutlich geschriebne Addresse nicht respektirt, der stiehlt mir auch zwölf Groschen, oder ei-

nen silbernen Löffel– kurz, den lasse ich, wo möglich, nie allein in meinem Zimmer.– Oft ist mir dieß Erbrechen geschehen, und niemals ohne obwaltenden gegründeten Verdacht auf Vorsätzlichkeit; zum Glück aber, ohne mir je zu schaden. Allein ich sah nur allzuoft bey Andern, wie schnell und frech der Erbrecher sich dann zum Gelesenhaben bekannte, wenn er das Gesuchte gefunden hatte.— Mir ist diese schändliche „Unvorsichtigkeit" lebenslang nicht begegnet; und doch bin ich leider nichts weniger als vorsichtig.

C.

Chare. So heißt in vielen deutschen Gegenden die Krümme des Weges um eine Ecke oder ein anderes Hinderniß herum. Daher die Ausdrücke: „Er hat die Chare verfehlt — er hat die Chare zu kurz genommen — Die Chare ist nun (in dieser schlimmen Sache) einmal und für immer verfahren." u. s. w. Hoffentlich kommt das Wort von Charis her, da eine gewisse Geschicklichkeit und behende Zierlichkeit erforderlich ist, um die Charen im Reiten, Fahren und Gehen sowohl als in den Geschäften des Geistes richtig zu treffen. Der Landmann fährt die Charen immer mit einer Art von Lust und bildet sich auf ihr Gelingen etwas ein. Seine von ihm lernenden Knaben verlangen nichts eifriger, als die Charen bald selbst fahren zu dürfen — und die kleinen Steckenreiter aus allen Ständen wissen ja nichts Herrlichers, als sich so oft es möglich eine recht prächtige Chare einzubilden, und diese nun mit wahrem Stolze paradirend auszureiten, worinn hauptsächlich ich selbst, noch im männlichen Alter,

oft das reinste Erdenglück wiedergefunden habe. — Und so ist die Wellenlinie die allgemeine Lust- und Spiellinie für den Menschen *).

Castrat. Die Stimme eines solchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen sänge und mir für eine Frauensperson angegeben würde. Selbst einmal, bey einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollständigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth sich nicht ganz von gewissen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Castrat seinem Herrn, der ihn anfertigen ließ

*) Eiligst muß ich noch melden, daß mir so eben der einzige Freund, dem ich meine abcdarischen und andern Uebungen vorlege, meine Lust größtentheils verdirbt, indem er mir schreibt, „das Wort Chare sey in seiner Gegend ebenfalls ein gutes, gebräuchliches Wort; man schreibe es aber Kahre, und es komme von kehren (wenden) her." — Der Mensch hat offenbar Recht, wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß er mich unglücklich gemacht hat! — Uebrigens — o ich Dummkopf! — spricht ja ohnehin der Hennebergische Landmann meistens, statt verkehrt, „verkahrt." —

und kennt, irgend einen ächten Kunstgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Bursche und gebe sie für seltne Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuschen.

Cantor. Ein Wort, dem ich vorzüglich gut bin, wahrscheinlich deßwegen, weil ich wohl den vorzüglichsten Cantor auf Erden gekannt habe, (S. d. Art. Usbeck.) der auch selbst das Wort sehr liebte und mit ganz besonderer Kraft aussprach. Im gewöhnlichen Leben wird es, auch von Gebildeten, meistens Canter ausgesprochen, und bezeichnet auf dem Lande nicht nur denjenigen Schullehrer, dem wegen seiner grössern Gemeinde, seines größern musikalischen Talents, schönern Vorsingens in der Kirche und anderer Gaben, auch ein würdigerer Titel beygelegt ward, als dem bloßen Schulmeister, Organisten u. s. w., (Stadt-Canter brauche ich nicht zu erklären) sondern man versteht auch überhaupt darunter: einen Mann, ein Thier oder ein Ding in seiner Würde, oder in der

höchsten Dignität. So heißt der Hauptschreyer uud der Anti=Schulze in der Gemeinde der Canter. So legt man dem Stier in der Herde (dem Brumm=, Brüll=, Reit=, Fasel=Ochsen, oder Farren) ferner dem Hahn, dem Bock, dem Eber, (Beer, Bezel, Hocksch, Hauer, Harzbezel) ingleichen der schönsten Hyazinthe, Dorfnimphe, Taube u. s. w. den Namen Canter bey, und spricht dieses Wort in den letzten Fällen stets mit stolzem gefälligem Lächeln aus. So pflegte mein höchstseliger Cantor oft doppelsinnig auf die Frage: „Wer hat Acht um den König geschoben? Wer hat den Hirsch geschossen?" u. s. w. lächelnd und mit lauter Stimme zu antworten: „Nun, wer wird sie geschoben — wer wird ihn geschossen haben? Der Canter!" — Schon das schöne deutsche große C. an der Spitze des Worts (Wer wollte Kantor schreiben!) ist zwar die Zierde und der Canter aller Buchstaben; doch habe ich einmal lange in alten Bibeln und Vorschriften nach einem des Wortes würdigen altdeutschen C. vergebens gesucht; und ich kann es seit dieser Zeit dem guten Gefährten des Bru=

der Gerundio sehr wohl nachfühlen, warum er den Namen Zorobabel stets mit einem viel größern Z. wollte geschrieben sehen als den Namen Zachäus — weil nemlich Zorobabel bekanntlich ein himmellanger Kerl, Zachäus aber ein kleiner dicker Stöpsel gewesen!

D.

Dunst. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit stets als einen gewißen Dunst oder Nebel vorgestellt; und freylich mag auch wohl kein Dunst für den Menschengeist so tödtlich seyn als der, womit die Dummheit ihn betäubt und – wenn sie nemlich einmal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgestattet ist – auf ewig umschließt. Es giebt kein Heilmitttel für solche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freylich den Kopf noch mehr als jener Dunst betäubt – ich meyne eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunst. — Wie schön ist es, von diesem Uebel frühe, wann es noch keins ist, befreyt zu werden – aber wie ungern braucht man die schmerzhafte Kur; — Doch, ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren stand ich einst mit einem ältern, mir noch neuen Freunde sehr fröhlich im Garten seines Hauses. Wir ahmten die Musikanteu auf dem Thurme nach und bliesen auf selbstgemachten Schallmeyen, die

wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" andächtiglich über die Stadtmauer hinab ins freye Feld. Nach Beendigung des ersten Verses, der mich hoch entzückte, schwieg ich stille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers bliesen, ich versicherte aber, daß ich nur den ersten könne. Er sah mich starr an, fieng heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und fort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für boshaft und klug, nein, für läppisch und dumm. Ich sprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht

mir? In meinem neununddreyssigsten Jahre (ich hoffe wenigstens es war noch vor dem vierzigsten) lese ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchstdummen Manne, der in seinem Testament verordnete, „die Thürmer sollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren vom Thurme-blasen.“ Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes– wie Schuppen fiel es mir von den Augen– mein Blick suchte den Spiegel,– ich war über und über roth geworden!

E.

Erfindungen. Alle irdischen Erfindungen – vom friedlichen Pflugeisen an bis zum bevölkerten Kriegsschiffe, dessen Kiel die Spiegelauen des Weltmeers furchet, werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen – von der Erfindung des Kusses.

Ewigkeit der Kunst. Ich glaube fest an sie, selbst in der Zeit; (obgleich Ludwig Tieck diese hier für einen zu großen Stoff hält) denn ich habe bey der Kunst von jeher das Daseyn einer Art von Seelenwanderung gefühlt. Die Zeit kann allerdings ein Kunstwerk verschlingen, und verschlingt es oft – aber nicht seinen Geist; die Kunsterscheinung müßte denn in einer menschenleeren Oede aufblühen und vergehen. Der Geist zieht, unabhängig von fernerm Anschauen, von Tradition u. s. w., mächtig und ewig durch die Geister fort. Das Kunstwerk, indem es vollendet dasteht, wird dadurch ewig, daß es das menschliche Gemüth oder die Geister ergreift; und die Spur

dieses seines wirklichen Daseyns kann nun nicht wieder verloren gehen; der Weltgeist, der Gott, der es entstehen ließ, bewahrt es auch nun im Menschengeschlechte und läßt es irgendwo von neuem aufkeimen, ansprechen, anschauen – so wie überhaupt eigentlich von allem, was einmal vollendet da war, auch Spuren in der Zeit zurückbleiben müssen.

Essen. Es ist oft eine sehr erfreuliche Entdeckung für mich gewesen, daß der deutsche Landmann mit dem Akte des Essens eine gewisse Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabey zum Grunde liegende reinmenschliche Gefühl stets mit Rührung getheilt. — Die uneinigsten Familien werden friedlich, sobald das Tischgebet gesprochen ist. Man beeifert sich, alle Strafen und Zänkereyen soweit als möglich von der Tischzeit zu entfernen. Der strengste, hartherzigste Bauer jagt seine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, selbst bey der augenscheinlichsten Gefahr im Verzuge, fast nie vom Essen auf. Wer die ärmste Familie beym Essen trifft, und, wie fast immer geschieht, dazu ein-

geladen wird, der kann auch fast immer überzeugt seyn, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. Soviel dieß gesagt ist, (denn es gilt selbst vom Geizigen) so wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Eßgenusses machen diese Klasse unbeschreiblich sanft und gut – der Seegen Gottes, der einmal angeschafft und bereitet da steht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erscheint dieser unschuldsvollen Welt als geweihte Labung für sich und den hungrigen Bruder – er ist nun wieder in Gottes Eigenthum – und wie oft habe ich die gierigsten Kinder sich das Beste versagen sehen, um es den Gästen anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon ist noch gar nicht in der wohlthätigen Gesinnung oder in der eigentlichen Gastfreyheit zu suchen, sondern er liegt dermalen blos in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Ansicht des Essens. Wenn der Bauer zu einem bösen Nachbar, Advokaten, Richter, oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt – gleich steht er betroffen, höflich und bescheiden da, sobald er seinen

Gegner bey'm Essen findet. Ich selbst habe einst als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erste Wuth hitziger Partheyen gegen mich sich auf einmal blos dadurch entwaffnen sah, daß ich zufällig es mir so eben vortrefflich schmecken ließ. — Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr so: „hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt— nun freylich— Gott gesegne dir's!"

Erbvertheilungen sind für mich höchst interessant und belustigend. Ich habe die elterliche und die meines liebsten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bey diesen beyden— da ich mich längst resignirt hatte— der lachendste von allen Miterben gewesen, über welchen die theuren Erblasser gewiß aus ihren schönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an seligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komischen Ereignissen. Freylich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menschen vorgehen. Herrlich ist's, wenn zuweilen bey Vertheilung der Kleidungsstücke die Weiber doch hier

und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil sind) gebührend ausgelacht werden. Die höchste Lust gewährt das Anfertigen der Verzeichnisse, welche die Interessenten, indem sie alles herumgeben und vorzeigen, einander selber diktiren. — So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer sehr gemüthlichen Erbvertheilung zweyer Stücke, die ich besonders lieb gewann. — Das erste hieß: „des Verstorbnen sogenannter Auerbachshof, worinn allerley Kleinigkeiten befindlich.“ Dieser leztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Kästchen enthielt Sachen von unschätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine nahmhafte Summe an mich und netzte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köstliche Glaßperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe silberne Hemdknöpfe, Denksteinchen und tausend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Ursprung und Werth — Kurz: so oft der Verstorbne bey keinem Kaufmanne, ja bey keinem Hausgenossen und Freunde

mehr Rath oder Hülfe fand, schloß er nur getrost seinen Auerbachshof auf — und niemals ist er unbefriedigt davon gegangen! — Das andere war ein Haarbeutel. Wir wollten nemlich das Verzeichniß ein wenig systematisch machen, und ich behauptete, man müsse mit den Westen anfangen, weil die Weste zunächst an dem, was am Freunde das Beste gewesen sey, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir selbst sehr am Herzen lag. Allein die Andern meynten, der Kopf müsse den Anfang machen, denn dieser sey und bleibe doch das Hauptstück vom Menschen; und so rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Ist alt!“ seufzte ein Anderer. „Klein!“ schmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ lächelte der Vierte friedlich und zeigte den armen Wurm entschuldigend dem Protocollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden wenigen Worte gesetzt, die mich noch in diesem Augenblicke (wer kann wissen, warum?) zu sanftem aber unverkennbar tiefem Mitleiden (S. dies. Art.) rühren — damals aber fast zum

Weinen bewegten; nemlich: „№ 1. Ein kleiner alter guter Haarbeutel.“ — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Asche verstreut, du — Guter!

F.

Falscher Ausdruck bey falschen, bösen Handlungen macht mir diese immer erst im höchsten Grade verabscheuungswerth. So ist mir ein ungezogener Schuster, der seine gute Frau beständig mißhandelte, durch seine dabey gemachten frivolen und giftsaugenden Wortspiele erst in der wahren Gestalt eines niederträchtigen Hundes erschienen. — Einst, nachdem er lange über kalte Suppen geklagt, fand er eine Suppe zu heiß. Die Frau bat ihn, die Suppe ein wenig ins Fenster zu setzen, damit sie überschlage. Er nimmt die Suppe, wirft sie mit der Schüssel aus dem Fenster, sagt höhnisch dazu: „Da! Nun ist sie überschlagen!" und läuft darauf ins Trinkhaus, um die arme Frau bey trocknem Brote sitzen zu lassen. Ein andermal klagte die so eben abgeprügelte gute Frau: „o wenn ich doch sagen könnte, ich hätte, seitdem du mein Mann bist, nur eine einzige gute Stunde gehabt!" Augenblicklich jagt er sie noch am Abend in eine über zwey Stunden entfernte Oelmühle,

mit

mit den Worten: „Kanaille, du sollst heute noch zwey gute Stunden für eine haben!" — Noch jetzt freut es mich, daß ich nicht der Richter dieses Unmenschen war!

Frauenverführer im ledigen Stand (ich habe sie sehr fleißig studirt) werden nur höchst selten geschickte Frauenhüter im eignen Ehestande seyn. Jenes erstere Handwerk muß wohl verworfner seyn als alle andern schlechten Hantierungen, und die Verführungskunst ist auch übrigens so einseitig, daß ein solcher Künstler nur die groben, elenden und tyrannischen Bewahrungsmittel gegen die Verführung nebenbey erlernt, die richtigen und schönen aber nie begreift, und daher auch im Besitze des schönsten und reinsten Weibes sich nie glücklich, sondern ewig geängstet fühlen, selten aber (vielleicht aus einem eignen Gerichte Gottes!) der nemlichen Untreue auf die Spur kommen wird, die er selbst einst so geschickt zu üben wußte. — So verläßt Untreue ihren eignen Herrn; und hier ist daher die Regel „zum Diebsfänger schickt sich am besten ein reichlich besoldter Dieb" nicht einmal anwendbar.

Frühlingslüfte, durchwogt von der ersten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, befruchten auch den Geist des Menschen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne sie leise zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Busen des jungen Genius – wo lockt ihr jetzt die ersten Klänge der Poesie aus einem unsterblichen Gemüthe hervor!“

Feines Betragen wird jetzt allmählig immer seltner gefunden werden, jemehr der Satz „daß dasselbe jeder Trefflichkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt“ von den Erziehern mißkannt und vernachlässigt wird. Man sagt den Kindern nur: „Ihr sollt gute Menschen werden – und so und so müßt ihr es anstellen.“ Aber kein Mensch sagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, dasselbe thut und euch dadurch bey Jeder-

mann- unleidlich macht." — Man hält die Mädchen wohl zum Waschen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber Niemand sagt ihnen mehr, wie sorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß- wie leicht sich durch blosses Reden ein Schaum am Munde erzeugt – wie unangenehm, rauch und buntschäckig oft gerade der schönste Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. s. w. — Was hilft denn alles Seyn, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte? (dabey fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister – wenn ich auch nicht viel weiß und kann – wenn ich nur tugendhaft bin!") Wäre meine obige Klage ungegründet – wie hätten mir denn überall in den vornehmsten Klassen so viele Erscheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bey Erblickung eines schönen, dnrch Vernachlässigung entstellten Angesichts von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und ein=

schärften!) statt unserer jetzigen „Lehrerinnen“ (die über Jene– und wohl gar selber zwischen zwey allerliebsten „Sperlingsecken“ hervor– spötteln!) wieder herbey wünschen liessen? — Das Schlimmste bey allen solchen Dingen ist, daß nachher die Welt, die fremde Gesellschaft, sie zu rügen unterläßt, weil eine solche Rüge für beyde Theile höchst unbequem ist und von der einen Seite meistens nicht wohl und vollständig gegeben, von der andern aber dennoch fast immer vollständig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Ansinnung zu wagen, besonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reitzend sind. — Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geist verliehen hat, auf die gemässeste und bequemste Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen– um wie viel angenehmer würde unser gesellschaftliches Leben seyn!

Freundschaft. (S. d. Art. Liebe.)
Oft schien mir der Freundschaft Silberborn

reiner und himmlischer zu rinnen als der heiß-sprudelnde Quell der Liebe. „Denn dort, sprach ich, wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier – o wie oft wagt nicht selbst der Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!“ – Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute – wo blieb da die Freundschaft? – Freundschaft ist gut, Liebe ist schön – jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend – der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit – Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie – Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott – ja die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht, sie ist das große allein thätige Neutrum, das All, dem alles Daseyn folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als – Liebe.

Fertig werden mit allem was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärgre mich

oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden können, sondern sich bey jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dermalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufopfern; und dennoch kann ich selbst sehr selten sagen: ich bin mit dieser Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigendlich stets fertig seyn. — Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachdienlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen – und dieß ist ein Zeichen von Genialität. — Der Franzose ist immer fertig, und wird es doch nie.

Furcht vor Gespenstern entsteht bey Kindern wohl weniger durch Erzähluug fürchterlicher Geschichten, als durch Hinweisung auf gewisse Gegenden und Plätzchen. Kinder solcher Eltern, die zur Miethe wohnen und ihre Wohnung oft verändern, werden sich seltner nud weniger fürchten, als

andere. In dem von Kindheit auf bekannten Hause, besonders im elterlichen, wird nach und nach jede dunkle Ecke fürchterlich – im unbekannten keine. (So wie man sich auch im Fahren meistens nur auf bekannten bösen Wegen fürchtet – auf unbekannten aber nicht. Eben so mindert sich auch die Gewitterfurcht im fremden Hause gar sehr. (S. d. Art. Gewitter.) Ein Kind, das sich wirklich allzusehr fürchtete, wäre daher wohl am leichtesten dadurch zu heilen, daß man es eine Zeitlang oft aus einem ganz fremden Hause in das andere brächte. Ich sagte allzusehr. Denn ein bischen Furcht gehört nothwendig zum Glück des Menschen. Schon im Akte der Furcht fühlte ich von jeher etwas Beseligendes, und besonders eine grosse Erweckung zur Thätigkeit. War ich Abends schläfrig, so suchte ich nur für einen Augenblick eine gewisse dunkle Kammer auf, und strengte mich an, ihre Schauer (ohne Pfeifen, Singen und Lärmen) zu ertragen. Die Furcht steigerte sich dann immer und ward zuletzt gerade dann am heftigsten, wann die Sicherheit am nächsten glänzte, nemlich wenn mir das Stu-

benlicht, wobey die sichre Gesellschaft saß, schon wieder durch die Thürritzen entgegen schimmerte. Der Moment des Thüröffnens war stets der fürchterlichste; (auch schreyen in diesem meistens die furchtbaren Kinder erst – und, aufrichtig gesprochen, ist man auch da, zu guter Letzt, am wenigsten vor einer Geisterklaue sicher!) doch mit der Bewegung, welche die Thür hinter mir zudrückte, (wobey die Augen sich sehnlich stets dem Lichte zu-, und gewiß nie rückwärts wandten) trat dann der alte Trotz wieder ein. Doch war ich nun einmal von neuer Munterkeit belebt uud konnte dann, geheim erfreut über die wiedererlangte Sicherheit, mit ganzer Anstrengung fortarbeiten. — Gebt nur selbst auf Erwachsene Acht, die Abends mit oder ohne Licht aus der Gesellschaft weit weggehen. Ist nicht ihr Gang beym Wiederkommen wenigstens etwas schneller, als beym Hingehen zu solchen bedenklichen Plätzen? Sind sie nicht ein wenig freundlicher bey der Zurückkunft, als ehe sie giengen? Und, erzählt euch nun vollends ein solcher Reisender etwa, „da eben pfeife der Wind ganz erschrecklich – drauß-

sen im Garten müssen wohl ein paar Eulen seyn, denn oben in der Eckstube habe er Etwas ächzen hören" u. s. w. – fühlt ihr euch dann nicht selbst alle so schön sicher und glücklich – und rückt ihr nicht zusammen und möchtet euch lieb haben? — Gebt nur Gott die Ehre, lieben Brüder, und gesteht, daß ihr euch alle ein wenig fürchtet! — Und ich? Gewaltig! Und wer mir meine Furcht nähme, der nähme mir einen Theil meiner Glückseligkeit. Welcher andere Genuß könnte mir auch wohl Vergütung leisten für den Gedanken an alle die lieben schaurigen Oertchen in dem Pfarrhause, worinn ich geboren und erzogen ward? An das „Kellerstübchen" – die Schrankecke in der Langenstubenkammer – den dunklen „Gang" – die schwarze „Magdkammer" und den dunkeln Winkel unter der Bodentreppe? — Eine Bodentreppe überhaupt wird fast immer einige Schauer um sich her verbreiten, da in ihrer Nähe alle eigentliche Häuslichkeit aufzuhören scheint, und da jeder Boden etwas ödes und wildes für Kinder hat, welche auch bey Nacht mit der Laterne viel lieber in den tiefsten Keller steigen, als auf

den unheimlichen Boden — von dem im Grunde alles Fürchterliche die Treppe herab zu kommen scheint. — Daß übrigens solche Angstplätzchen fast immer dunkel oder gar schwarz sind, habe ich kürzlich als wahr befunden, da ich die meinigen wieder besuchte und — ich will es nur gestehen — mich noch eben so sehr und herrlich vor ihnen fürchtete, als vor fünf und dreysig Jahren! Die Zeit und Erfahrung vermögen hierin gar wenig über den Menschen; und ich meines Theils mache mich zwar verbindlich, in einem fremden, der Spuckerey höchst verdächtigen Gasthofe eine Nacht über das berüchtigteste Zimmer allein zu übernehmen — aber, unter der Bodentreppe meines geliebten Pfarrhauses zu schlafen? Nimmermehr! — Ich war ein beherzter Knabe, und dachte äusserst frey über das Geisterreich, ließ mich auch durch Erzählungen fast nie in Furcht setzen; daher muß der Grund, warum man dergleichen Plätze, ohne etwas Ungeheures von ihnen zu wissen, nach und nach scheut und mit stillem Ernste vermeidet, viel tiefer liegen als in Erzählungen anderer Menschen (doch S. d. Art. Ziegler) — auch viel

tiefer als in der schwarzen Farbe. — Wie beherzt erschien mir in meiner Knabenzeit oft ein Fremder, der als unser Gast so frey und unangefochten bey Nacht im ganzen Hause herum gieng! Doch meine stille Scheu konnte durch sein Beyspiel keineswegs vertilgt werden. „O, (dachte ich oft) du guter Mann, wenn du wüßtest — wenn du wüßtest, was ich — gern wissen möchte!“

G.

G.

Geflügel. Wäre ich ein großer und reicher Herr, so hätt' ich ganz gewiß eine Liebhaberey, die mich vieles Geld kosten würde – die Lust am Geflügel. Ich müßte dann ein Schloß mit Waldung und einer ungeheuern, ebnen Flur besitzen, welches alles ich ohne Zwang mit meinen gefiederten Bürgern bevölkern könnte. Der Wald von Bächen durchschnitten wäre die Hauptstadt. Viele hunderttausend vaterländische Sing-, Freuden- und Prachtvögel müßten dort, zu Vertrauten des Menschen gezähmt, ihr leichtes Leben führen. Das Haushuhn müßte sich mit dem Rebhuhn wieder vereinigen und den Fasan und die Taube zu Gesellschaftern aufnehmen. Alles Wild müßte allmählig zahm werden und alle Hausthiere sollten nach und nach zur Wildheit zurückkehren und auf ihre eigne Hand leben. — Welche anmuthigen Sommerbesuche bey diesen Kindern des Sommers! Welch ein Sanssouci unter diesem sorglosen Völkchen!

Gehorsam, als blos gefordertes Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine) so oft gezwungen werden müssen, und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen — das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit und Schuld in der innigsten, beweinenswerthesten Verknüpfung steht. — Soviel ist gewiß: Kannst du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorsam aus Neigung einflößen, so machst du jeden dieser Menschen zu deinem Diener und zugleich — glückselig.

Genius. Ich fand fast an allen fremden Orten, die ich öfters besuchte, stets einen guten und einen bösen Genius! Ich reise z. B. nach A. und ärgere mich beym Anblicke der Stadt, daß sie so schlechte Gasthöfe besitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort schon einmal mit

großer Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus seinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an seinem vortrefflichen Tisch zu. „Das geht ja gut!“ denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen schon an dem hübschen Thore hält. Aber da steht der grobe, abscheuliche Soldat, mit dem ich das vorigemal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen — und nun ist mir die ganze Entree versalzen! — Da ich die Stadt A. verlassen will, um nach C. zu reisen, fehlt es wegen der starken Durchmärsche an Pferden. Ich mache einen letzten Versuch auf der Post, werde abgewiesen und fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heute noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutscher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärrner sich mitten in die Strasse gepflanzt hat, und erst sein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reissen am Wagen, es bricht gar ein Sillscheid,

der Bediente wird zurückgeschickt um ein anderes zu hohlen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich vor dem Schiebkärrner vorüberschreite, (und ihm gern den Schiebkärnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte, s. d. Art. Schiebkärner) sehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her ist, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, in ein fürchterliches Gewitter! Nun sind wir endlich in C. und erfahren sogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Stabat mater aufgeführt wird, wozu aber schon gestern kein Billet mehr zu haben gewesen. Aus Verdruß will ich Besuche machen und fange bey der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meisten protegirte. Im ersten Augenblicke zeigt es sich dort, daß diese eigentlich die ganze heutige Musik allein veranstaltet hat, sie ladet mich dazu ein, verschafft mir sogleich zwey Billette für mich und den guten B. und will sogar im Concerte meine Nachbarin

seyn. Wer ist froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum sind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzessin von C. gerufen wird, und also mir ihre Entschuldigung macht. Ich sehe verlegen nach einem guten Platze umher; Da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit, (die ich schon lange „mein schwarzes Schicksal von C.“ nannte) den besten Platz – das heißt neben dem seinigen – einzunehmen. Während der Musik plappert er unaufhörlich. Am Schlusse komme ich glücklich von ihm los, und indem ich bey'm Ausgange mich erinnere, daß ich mein Abendessen zu bestellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Gräfin. Ich freue mich von Herzen auf die geistreiche Gesellschaft, in die zum Glück der unausstehliche F. nicht aufgenommen ist, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorsaale schon dringt mir ein bekannter schnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da steht und demonstrirt schon lange der gräßliche F., der sich endlich auch hier Zutritt verschafft hat, um

mich

mich überall zu verfolgen. — Und so ungefähr geht es mir denn an den meisten Orten, die ich öfters besuche. — Selbst auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Musenberge zeigen sich mir oft jener gute, jener schwarze Genius. Oft, wenn ich mühesam seine breite, staubige Chaussee hinanklomm, gedrängt von tausend Wanderern, beyseite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich lorgnirt von Manchen, die auf dem großen Pferde saßen, und ermattet von Mühe und Angst — da erschienst du mir, o ländliche Muse, in deiner anmuthigsten Gestalt und winktest dem Freunde aus zartem Myrtengebüsch, und kühltest seine Stirne mit deinem himmlischen Kusse und führtest ihn sanft aufwärts, durch ein stilles Thal, den nähern Weg. Da schaute ich fröhlich hinauf und sah mit heiliger Sehnsucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Lust mit den Seligen wohnest, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerstraße schon tief unter mir. Aber plötzlich entschwebte mir deine göttliche Gestalt — und ein hämischer Sa-

tyr stieß mich wieder hinüber auf den heissen Fahrweg!

Geld. Ich habe das Geld immer besonders lieb gehabt, weil man so vielerley damit ausgleichen, gut machen, versöhnen, und so manches Vortreffliche schaffen und herstellen kann. Von den so sehr gewöhnlichen Exclamationen über „das verfluchte, abscheuliche, verdammte Geld!" ist höchst selten eine über meine Zunge gekommen. Wie können auch die Menschen (besonders die, welche so wenig haben wie ich) dem Gelde gram seyn und es immer bis in die Hölle verfluchen? — Obgleich das Geld zuweilen einen Verschwender frühe ins Grab stürzt, so rettet es doch gewiß dafür immer auch zwey Geizige wieder vom Tode — zu geschweigen denn, daß eigentlich die meisten Geizhälse leider lebendig begraben zu werden pflegen, bloß weil man es unterläßt, auf ihren Leichnamen vorher Geld zu zählen und solcher Gestalt durch den Metallreiz die Gründe ihres Scheintodes zu widerlegen. — Wenn auch das liebe Geld einmal der Liebe, Treue oder Gerechtigkeit die Augen zuschließt, so ist es dagegen für viele tausend

Blinde auf der theuern Post des Lebens ein köstliches Augenwasser. — Ganze Bände möchte ich zum Lobe des Geldes vollschreiben! — Besonders hat mich sein allgemein geltender und helfender Charakter von jeher tief gerührt. Oft specificirte ich eine ganze Schaar der verschiedenartigsten Verlegenheiten, Sünden, Schanden, Unglücksfälle und Nothwendigkeiten, in die mich Schicksal und Schuld gebracht, oder zu bringen drohten, schlug sie zu Geld an, summirte das Ganze, und konnte nun alles auf einmal mit einer einzigen Geldsumme gut machen – (denn für eine bloße Geldsumme giebt es fast immer auf Erden Rath,) fühlte mich nun nicht mehr von all jenen Sorgen gedrückt, sondern nur von dieser einzigen Geldsorge; war mit der Welt versöhnt und konnte wieder ruhiger an meiner Besserung und dem Frieden mit Gott fortarbeiten. — Bedenket das wohl, ihr Geldlästerer!

Gipfel. So oft ich eine moralische oder physische Bergeshöhe schon über die Hälfte erstiegen hatte, waren mir alle Hin=

dernisse ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann fast gewiß, daß ich nun hinauf kommen würde. — Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langsam und blicken zurück, lassen uns auch ebenfalls auf Eseln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den mühesamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter sich hat, zurückblicken? Aufwärts und edel schaut dann der sehnsüchtige Mensch – die neuen Weltfernen will er erschauen, die bald vor dem Siegreichen sich ausbreiten werden!

Gewitter. Ich habe nie begreifen können, warum so viele der neuern Menschen wollen, daß man sich vor Gewittern nicht fürchten soll. Nehmt mir die Furcht davor, so nehmt ihr mir auch die Freude daran und die Andacht dabey! So manches schrecklich schöne Gewitter hat mir geschadet, meinen Nächsten erschlagen, die Flur verhagelt, Dörfer fortgerissen, Menschen und Vieh getödtet, und nur andere fremde Gegenden beglückt – und ich sollte nicht mit Andacht, Furcht und Zittern aufschauen zum barm-

herzigen Lenker der Weltereigniße, wenn ein schweres Wetter herauf zieht? — Welch abgeschmackt unmenschliches Ansinnen einiger — selbst furchtsamen Pädagogen! — Ich habe nemlich zum Glücke sehr oft bemerkt, daß die, welche während eines Gewitters den Weibern und Kindern so viel vom Nutzen und Wohlthun der Gewitter und von der Thorheit aller Furcht dabey vorpredigten, gerade die Furchtsamen waren, und die Predigt aus eigner Furcht und Angst abhielten, so wie man im Dunkeln gern laut wird. (S. d. Art. Furcht.) Sobald ich mich von der Richtigkeit dieser meiner Bemerkung einmal überzeugt hatte, probirte ich das Mittel jener Herren selbst, fieng bey'm nächsten Gewitter auch an zu predigen – es gieng vortrefflich; man versuche es nur, es hilft und schafft die Angst vom Herzen weg! Der Grund mag wohl auch darinn liegen, daß man sich dabey gewissermaßen als eine officielle göttliche Person fühlt. — Wer sich wirklich nicht fürchtet, pflegt gewöhnlich bey'm Gewitter von ganz fremden Dingen zu sprechen, und zeigt sich nicht inspirirter und nicht ruhiger, als er gewöhnlich ist.

Doch sind dergleichen Leute auch zuweilen nur klug, und im Herzen doch nicht ganz rein geheilt. Wer sich aber tüchtig und ehrlich fürchtet, der sucht besonders (wie z. B. ich) das gegenwärtige Gewitter recht zu loben, („Welch herrlicher Regen! Wie wird sich alles erquicken! Wie wird die Gerste wachsen! Nun kann es noch Klee geben!“ u. s. w.) und giebt sich wenigstens alle Mühe, das Gewitter – so lange es noch irgend möglich ist und die Schloßen nicht gar zu dicht fallen – zu entschuldigen, nemlich über das, was es schon angerichtet hat oder eben jetzt thut. Dagegen sucht er alle Gründe Anderer – wenn sie behaupten, es komme nicht ganz hieher, sey leicht, thue nichts, oder sey schon vorüber – sorgfältig zu widerlegen, und zuckt über die Zukunft noch stets die Achseln, mit einem bedenklichen „Man kann dieß noch gar nicht wissen! Wir wollen's hoffen! Ja, ja – aber! Hm, so weit sind wir noch nicht – denn die Wolken kamen ja ganz dick und schneckenfett angezogen!“ u. s. w. – Kurz, er schmeichelt dann immer ein Bischen, weil er nicht ganz traut. — Große

und ähnliche Angst fühlte ich auch oft im May, wenn viele warme Frühlingstage jeden zarten Keim des Pflanzenreichs hervorgelockt hatten, die Wiesen und Fruchtbäume im vollen Blütenschmucke da standen — und nun nach einem Gewitter plötzlich eine kalte Nacht eintrat, vor deren Anbruch ich schon manches zartes Gräschen an feuchten Plätzen untersuchte, und — erstarrt fand! — Der Mißmuth des Landmenschen über einen solchen gewissen Nachtreif grenzt dann oft an Gotteslästerung. Aber zu unserer Beschämung finden wir es am Morgen fast nie so schlimm, als wir träumten, und die holde Natur weiß auch mitten in ihrem unbegreiflichen Vernichtungsgange unbegreiflich zu schützen. — Größer aber war meine Bangigkeit nie, als wenn ich sah, wie ein schweres Wetter über eine in voller Pracht und Schönheit da stehende Ernte herein zu brechen drohte. — Ein reicher Segen zeitigte einst rings um mich her in der Fülle des Sommers und schien sich schon der Sichel entgegen zu beugen. Mir war das Einbringen desselben anvertraut — ich hielt sein Gedeihen und Verderben für das

meinige und sann bereits auf schnelle Förderung des herrlichen Erntegeschäfts. Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran – ich konnte vom Gang aller heute schon vorübergezognen Wolken ziemlich richtige Schlüsse machen – und ach, die jetzt erscheinende nahm ihre Bahn nach der Mitte meiner Flur – es tönten die ersten dumpfen Schläge – in der Mitte der Schwärze bildete sich das entsetzlich furchtbare Hagelzeichen – bald noch eins, und selbst ein drittes zu beyden Seiten – Hilf, Helfer im Himmel! – immer näher wogt das finstere Ganze – nun rasselt es zwischen den Wolkenbergen wie fernschmetternde Wagenräder, denn dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräusch von zwey elektrischen Geschlechtern, wie Brautgetümmel ungeheurer Geister – näher und höher tönt das Rasseln – Dank, allmächtiger Helfer! Dank Dir! Dein Odem wandte das Verderben, und der freundliche Wald streckte auf seines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure zarte Flur zu schwach war! — Da blickte mein träufelndes Auge

empor, als die Lerchen wieder sangen; und sanftschwankende Töne entwandten sich meinen wehmüthigen Lippen:

„Sollt' ich meinen Gott nicht singen?
„Sollt' ich ihm nicht dankbar seyn?“

H.

Hofmeister, Erzieher, Lehrer – wohin auch noch gehören die Sprach=, Zeichen=, Musikmeister u. s. w. — Ein solcher bleibe, deiner heranwachsenden Tochter gegenüber – sie sey von fürstlichem oder bürgerlichem Geblüte – (ist sie doch in jedem Falle leider von menschlichem!) stets ein Gegenstand deiner unnachlässigsten Aufmerksamkeit. Je herrlicher der Hauslehrer ist, je gefährlicher wird die Lage. Alle Ermahnungen machen vertraulich. Alles Lob rührt und bewegt. Aller Unterricht, je trefflicher er ist, je mehr attachirt er. Und so darfst du unter zehn von diesen besten Fällen wirklich auf neun Verliebungen sicher rechnen, seitdem man die jugendlichen Hofmeister vorzugsweise zu wählen pflegt. — Ich habe gar nichts dagegen, daß du deine sämmtlichen Hauslehrer nach Gelegenheit selbst ins Haus schlachtest, wie dieß z. B. dem beglückten Pädagogen Salzmann gelang – und wirklich sah ich aus solchen Verhältnissen schon manches selige Ehebündniß auf-

blühen. Allein du mußt während der Erziehung nur immer denken: „Das Weitere wird sich dann schon geben, wenn Gott will.“ — Es ist schwer, einen Hund zu lehren, daß er Kartoffeln oder Rippchen brate – ist dieß aber einmal gelungen, so wird es dir kinderleicht seyn, ihm dann auch beyzubringen, daß er sie hinterher aufesse.

Hüts. (S. d. Art. affektirtes Wesen.) Ist in Franken eine Art ziemlich derbgesottener Mehlklöse, deren Hauptzuthat aus Speck und sehr braungeröſteten Semmelbrocken besteht. Man zersprengt und erbricht sie gewaltsam mit zwey tüchtigen Gabeln, und sie müssen eigentlich – wenn man sie auch erst nach mehrern Tagen aus dem Küchenschranke wieder als Fossilien ans Licht bringt – immer noch scharfkantig im Bruche bleiben. — Man trug sich in meinem Geburtsorte mit der Geschichte von einem Bauer, dessen Frau die Hütse allzufest gekocht hatte. Der Mann kommt vom Felde, ist sehr hungrig und greift – da die gewöhnlichen Instrumente nicht helfen wollen – nach der Spaltaxt, um damit vor-

zulegen. Allein der erste Hüts, den er theilen will, springt, „abquitschend“ vom Teller, nimmt das Fenster mit hinaus, schießt im Stalle des Nachbars eine Wand ein und erschlägt dort den besten Ochsen — worüber denn ein böser Processſ entstanden seyn soll. Ich habe die Akten darüber lange gesucht, aber nicht vorgefunden, weiß also nicht, von welchen Thatsachen es darinn „constirt“ hat, und von welchen nicht. Doch bemerke ich für Juristen, daß ich als Richter den Hüts nicht sowohl wie ein lebloses Ding, sondern wie eine rem sese moventem, wie ein Ungeheuer, ein Thier, betrachtet, und daher aus Liebe zum Selt'nen und Poetischen nur eine actionem de pauperie (vel quasi) zugelassen, und vielleicht gleich anfangs vorgeschlagen haben würde, man möge den toll gewordenen Hüts noxae dare, wenn nemlich der dominus des Ochsen damit wäre zufrieden gewesen.

Hurenmenuett. (S. d. Art. Ysop.) Ein Wort, bey welchem Schauder der Wehmuth — wenn man so sagen darf — mich überlaufen. Mit vorstehendem Ausdrucke

belegten nemlich in meiner Kindheit die lieb- losen Spötter den majestätischen Kirchenge- sang „Erbarm dich mein, o Herre Gott,“ der während der öffentlichen Kir- chenbuße gefallner Mädchen angestimmt zu werden pflegte. Der traurige Fall ereig- nete sich zu jener Zeit, wo ich den tiefen Eindruck davon empfieng, oft binnen einem Jahre zwey- bis dreymal in meinem volk- reichen Geburtsorte. Ich wußte vom Zu- sammenhange der Sache weiter noch nichts, als daß die Büssende gegen das sechste Ge- bot gesündigt habe, also voll Unkeuschheit und Unreinigkeit sey, und sich schwanger be- finde. Eine solche Beflecktheit des Her- zens und das jammervolle Flehen um Be- freyung davon schien mir denn auch in je- der Zeile des dumpfhallenden Liedes mit der ängstlichsten Gewalt ausgedrückt; und der Umstand, daß ich selbst es gleichsam offi- ciell vom Chore herab mitsingen mußte, trug noch mehr zu meiner Rührung bey, die mich oft am Singen hinderte. Ueber- haupt giebt es wohl in vielen menschlichen Verhältnissen keine mildere und rein mit- leidsvollere Ansicht, als die der unschuldi-

gen Jugend vom Fall eines liebenden Paares. — Sobald nach der Predigt der letzte Ton des „Frieden Gottes“ von der Kanzel herab hallte, und nun die Orgel im schwarzen Moll eintrat, (man zog gewöhnlich den schrecklich brausenden Posaunenbaß, und alle Orgelspieler drängten sich zu der schönen wunderbaren Melodie) erhob sich ein banges Zischen in der Kirche, der entsetzliche Spott lächelte öffentlich der giftigen Schadenfreude zu, die Neugierde der Alten warf alle Zügel ab, die erschrockene Jugend saß erblaßt da, und alle Gesichter wandten sich nach dem Orte hin, wo heute die einzige Verschleyerte, die arme Sünderin, saß. — Bey'm ersten Worte des zweyten Verses „Sieh, Herr, in Sünd' bin ich gebor'n!“ mußte das büssende Mädchen ihren Stand verlassen, den Gang mitten zwischen beyden Weibergestühlen hinwanken und am Auftritte vor dem Altar niederknieen. Wenn es sich traf, daß sie bey'm Anfange der zweyten Hälfte dieses Verses, wo es heißt:

„Bespreng' mich, Herr, mit Ysop!
Rein werd' ich, so Du wäschest mich,

Weisser denn Schnee! Mein Gehör wird froh,
All mein Gebein wird freuen sich."

noch immer, von der Angst gehalten, in ihrem Stande blieb, so trat bey dem Wort „Ysop" der Heiligen-Meister aus seinem Stuhle, um die Bejammernswürdige zum Altare zu führen. — O Gott! — Nach dem ziemlich langen kirchlichen Akte ward jederzeit das heilige Abendmahl ausgetheilt, und erst zwischen der letzten Frau und dem ersten Mädchen trat die Büssende, welche nun aufstehen durfte, in die Reihe der Communicanten ein – und ach, wie rein und von Gott getröstet erschien mir dann das arme verhüllte, schluchzende Mädchen wieder! — Ich habe bey solchen Vorfällen nur augenblickliche Verachtung der Hämischen und Boshaften, aber niemals Unwillen über die Obrigkeit oder die Kirchengesetze gefühlt. Auch ist und bleibt mir die Kirchenbuße ein heiliger Akt – ja ich bin überzeugt, daß sie (nemlich bey einer religiöseren Stimmung unsers Volks, bey ihrer Anwendung auf beyde Geschlechter, und hauptsächlich durch Ausdehnung auf andere

Verbrechen) gar viele Sünden der Jugend im Keim ersticken, gar manche Civilstrafen überflüssig machen würde, wenn man sie nach gerechtern und zweckmäßigern Gesetzen, als die alten waren, wieder einführen wollte. (Wozu ich aber – und überhaupt zu irgend einer neuen Strafe – keinesweges Veranlassung geben will!) Denn die meisten unsrer öffentlichen Civil= und Criminal=Strafen führen das Unglück der Erbitterung und Verschlechterung unverkennbar in sich. — Kirchenstrafe aber hat einen sanften, und doch großen, göttlichen Charakter, ist ein hartes, tief eindringendes und furchtbares Uebel, kann fast nie erbittern, wird gerade durch ihre Oeffentlichkeit (die keine Zuflucht und Verheimlichung, sondern nur Reue gestattet) stets versöhnen, und in jedem Falle als ein volksmäßiger und an sich unaussprechlich milder Akt bessern und erbauen. — Wie manches gute Mädchen sah ich in jener Zeit aus Bangigkeit um die arme Sünderin Thränen vergießen! Und mein eignes Gemüth – wie voll heiligen Mitleids war es – und wie reuig selbst! Ja, meine ganze Seele

fühlte

fühlte gewiß oft schmerzlichere Demuth, als die eigne Seele der Büßenden — und ich weiß aus jenen Stunden, daß es möglich ist, die reinsten Schmerzen über solche Sünden zu fühlen, die man noch nicht kennt.

Humor. Die reine Satyre ist mir zu derb, zu viereckig, und geht mit ihrer Vierschrötigkeit zu sehr und einzig auf fremdes Unglück aus. Der bloße Witz ist mir zu fein, macht mich durch seine fliegende, geistreiche Kälte zu oft niesen, hat mir zu wenig Zweck und zu viel Selbstgefälligkeit. Aber der Humor tanzt und springt mit beyden so klug als wild umher, arbeitet sie zur Naivetät ab und um, schont dabey sein eignes Kind im Mutterleibe nicht — und oft — wenn jene Zwey ihm, wie gewöhnlich, vorwerfen, sein Herz sey beständig besoffen und wolle nur stets in der Brühe seiner eignen Seligkeit herumschwimmen — hat der mehr als Nüchterne ihnen während dessen schon ein Bein gestellt. Aber er wirft Niemand um — und das hat mir ihn so lieb gemacht. — Der ächte Humor kämpft nicht gegen jene

Beyde (ich sehe ihn gern in ihrer Gesellschaft), er spielt nur mit ihnen, und oft ein schönes hohes Spiel, indem er der Satyre auf ihre großen Careaux und dem Witz auf seinen „Treff“ immer gutmüthig klein Pique zuwirft und beyden manches angehende Coeur-Trümpfchen entlockt. Und, daß er am Ende immer so wunderbar mit dem Coeur-As den letzten Stich macht, darinn besteht er eben, der ächte.

Hineintragen. Es ist bewundernswürdig, welche Reichthümer unsre Phantasie, indem wir eine interessaute Geschichte lesen, noch zwischen die Darstellung hineinträgt! Besonders wenn die Geschichte eine bedeutende Ueberschrift hat, auf deren Erfüllung wir nur passen. Wenn ich z. B. im Ziegler (S. d. Art.) oder Franzisci die Ueberschrift las: „Der funfzehnte Junius. Wurde N. N. mit sieben Dolchstichen grausamlich ermordet –“ oder gar: „Fiel Abends das grausame Bombardement von N. N. durch die Engländer vor“ – wie war dann schon vor dem Lesen die Phantasie geschäftig! Ich ergrif sogleich Parthey

und setzte mich an die Stelle der bedrohten Stadt – ja ich war selbst diese Stadt (Dieß geschah indessen bey Belagerungen nur dann, wenn die Ueberschrift „das blutige, doch muthige N.“ oder ein ähnlicher Ausdruck mir die Stadt als Sieger ankündigte, so wie ich überhaupt in allen See- und Feldschlachten fast immer die Parthey des Siegers nahm). Nun las ich die ersten Zeilen, und -- stand dann selbst am bedrohten Ufer feyerlich da. Die wilde Flotte machte langsam, und in der düstern Abenddämmerung schien sie über ihren Donnerkeilen zu brüten. Ich traute ihrer Stille nicht, denn bald sollte sie ja die Stille dieser Nacht ermorden – nach wenigen Augenblicken sah ich bey jenen Schlünden plötzlich die Schlachtlaternen flimmern, und das entsetzliche Geschrey der gellenden Commandopfeife verkündigte schon den prasselnden Einsturz meiner Palläste, wie der Blitz den Donner u. s. w. — Kurz ich trug immer zum Voraus eine so große Menge von (wahren, und vermuthlich eine noch grössere von falschen) Umständen hinein, daß es dann nur weniger Worte meines Erzäh-

lers selbst bedurfte, um mich in meiner gereizten Stimmung zu erhalten. Ja, je weniger er in das Detail gieng, je mehr Räume er meiner Phantasie offen ließ, je lieber war es mir insgeheim, je öfter las ich ihn von neuem.

J.

Ich. Bey allen schon in früher Jugend genossenen Kunstwerken hat mich das Ich des Künstlers, wo und wie es sich auch zeigte, gewaltig genirt – nur die Werke weniger göttlicher Seelen ausgenommen. Ich wollte immer, der Künstler sollte sich tief und liberal in seinen Gegenstand versenken und sein Selbst darinn vergessen und verlieren. Wenn er aber bey einer solchen selbst gegebenen Gelegenheit auch Sich als einen Gelehrten, Guten, Edeln u. s. w. zeigen wollte, so verdroß mich das. Er sollte nicht einmal den Künstler, ja nicht die Kunst zeigen, sondern nur ein erfreuliches Resultat der Kunst (ein von ihm gleichsam in stiller Heimlichkeit mit der Kunst erzeugtes schönes Kind) den Menschen erscheinen lassen, oder eigentlich zu kennen erlauben. Dann erst wollte ich mich mit dankbaren Grüßen zu seiner Person hinwenden. — So habe ich besonders den guten Bürger, als ich zum erstenmal in seinem Liede vom braven

Mann las, wie er sich und seinen Gesang selbst als brav und unsterblich anzureden schien, für einen höchst unbescheidnen, prahlenden Menschen gehalten, und die Schönheiten seines Gedichts haben mich erst lange nachher wieder von jenem widrigen Eindrucke befreyen können.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbusch ist mein liebster Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erste, was ich je pflanzte, das Erste, was dem Kinde gerieth; auch ist er das Erste was man im Jahre pflanzt, er geräth am leichtesten, trägt bald und fast alljährlich Früchte, und die Ernte von ihm ist eine der früheston. Daher werden wohl sehr viele Menschen diese Freude daran mit mir theilen. — Es war stets meine erste Gartenlust, daß ich schon im Februar oder März, sobald der Schnee verschwunden und der hübsche gelbe Rasen durchgethaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbusch stehen konnte, mit den schönsten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbnen durch neue ersetzte, und dabey oft mit Entzücken

den mir so wohlschmeckenden ersten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeschnittnen Zweige sog. — Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich stets um diese Zeit und liebte sie sehr wegen des herrlichen Purpurblümchens an der Knospe. — Diese ersten Gartenstunden waren unstreitig die schönsten und zartesten. — Welche unsägliche und ewige Freuden für die Kindheit liegen nicht in dem selbstgepflanzten und – gerathnen Bäumchen! — O ihr lieblichen Fruchtstrauchwäldchen meiner Kindheit – ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! — Warum seyd ihr von der Erde verschwunden – warum könnt ihr nicht auch mein niedriges Grab nun so sanft überschatten, wie damals meine Sommerstunden!

Israeliten. In der Bibel, die ich frühe las, lag für mich die ganze Weltgeschichte. An die Apostelgeschichte und die Sendschreiben des heiligen Paulus knüpfte ich dann erst die römische und weitere Geschichte – deren Wichtigkeit etwa vom Kaiser Augustus anfieng. Vermuthlich wird auch wohl jede Erziehung, mit der die

Bibel sogleich verbunden wird, eine solche Weltansicht bewürken. — Abgesehen hiervon, bleiben aber auch wirklich die Israeliten immer ein höchst wichtiges und interessantes Bild des großen Schicksals. Ihre gemeine Unreinigkeit hat die Verachtung der Nachwelt erregt. Allein sie sind für die Geschichte das merkwürdigste Beyspiel, welches die Gottheit zur Belehrung darüber anstellte, wie sie nicht erkannt und verehrt werden wolle – und ihr Untergang, ihr ödes Herumirren unter den Nationen, ist eine Warnung für alle Geschlechter, welche die Wahrheit hassen. Wollte Gott, wir könnten das Unsrige von dieser thörigten Sünde frey sprechen! — Uebrigens nahm ich freylich die Israeliten für viel bedeutender an, als sie in Vergleichung mit andern Völkern der Erde jemals waren. Und diese irrige Unterstellung habe ich auch durch nachherigen historischen Unterricht nicht ganz vertilgen können. Noch immer betrachte ich die Israeliten bis zu Jesus von Nazareth, (nicht die heutigen Juden, die mir ganz modern, und geschichtlich fremd erscheinen) als unsere Vorfahren und ehrwürdigen Voreltern, de-

ren Sache mir auch als die unsrige, deren heilige Länder auch als unser Vaterland erschienen. Abraham war stets auch mein Erzvater; und zu seiner Zeit waren nach meiner Meynung noch immer keine andern Menschen deutlich auf der Erde zu sehen, als er und seine Familie, die sich nun allmählich umher verbreitete. Die lichtesten Punkte ihres Aufenthaltes sind für mich in der Gegend des Hains zu Mamre.

K.

Kluge Kinder haben mich stets besorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme müde Steckenpferdchen" bittet, und dann dasselbe, sobald es der Bestie nicht gut genug ist, selbst speiset, dagegen aber das ihm bestimmte Brot, „damit der Hund es ihm nicht nehme," in den Winkel versteckt, wo der Hund es gewiß bald finden muß — oder wenn es dir, um dich wieder gut zu machen, die herrlichste Geschichte davon zu erzählen weiß, wie weit es sich heute von seinen „sechs schwarzen Hengsten," die in sechs schwarzen Bohnen bestehen, habe herumkutschiren lassen — dergleichen Kinder sind gewöhnlich die beliebtesten, und waren mir von jeher fürchterlich. Das ist nicht die schöne Selbsttäuschung der kindlichen Phantasie — nein, es ist der eigennützige alte Lügengeist, den du schnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf ewig in das Herz des jungen Windbeutels drückt.

Kupferstiche. Die ersten illuminirten, die man in der Jugend sieht, bleiben auch – geschmückt mit der Farbenglorie der Erinnerung – ewig die schönsten. Ich hatte das Glück, zuerst drey große Stücke zu sehen, die nicht zu den schlechtesten gehörten, und die ein reicher Fremder mir und meinen Geschwistern zum Geschenke mitbrachte. — Alle drey glühten im prächtigsten Farbenreichthum. Es ward uns sehr eingeschärft, sie zu schonen, und man ließ sie uns nur bey besondern Gelegenheiten, an Fest-, Krankheits-, Freuden- und Laxirtagen betrachten; und dann war auch ihre Würkung immer die sicherste und beste. — Der erste Kupferstich war ein Jagdstück. Der Wald, durch den die Jagd zog, schimmerte so herbstlich bunt! Alle Jäger sprengten, auf herrlichen Pferden, und mit reichen, dick bortirten Kleidern angethan, einem ungeheuern Eber nach, über den sieben Hunde her waren; den achten hatte er so eben jämmerlich zerhauen. Die Verse unter dem Bild, die mir damals vorzüglich werth waren und mich bey jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemälde

ahnen ließen, habe ich leider vergessen – und hieraus schließe ich, daß es doch wohl das schlechteste unter allen gewesen seyn mag. — Das zweyte stellte eine große Promenade vor dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vergoldeten und versilberten Galawägen, mit Reitern und Fußgängern bedeckt war, und doch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwischen hellen Sonnenblicken gar kühl und lustig da zu liegen schien. Die Pracht, den ungeheuern Reichthum, und besonders das äußerst vornehme Betragen, was hier augenscheinlich herrschte, weiß ich mit nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, so stolz – die prächtigsten Herren, doch so tief demüthig vor Jenen! Ja, ein jeder Herr, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwischen seinen Fingern dem gebückten Bettler ein – Goldstück entgegen, das, wenn man die Proportion erwog, wenigstens eine Preismedaille von hundert Dukaten seyn mußte. „Hier (dachte ich) gehen mir die Rechten, Wahren spazieren – hier muß das Betteln Etwas eintragen – und, welche

Goldstücke mögen nun wohl erst aus den Kutschen herabfliegen, wenn schon die Fußgänger so großmüthig sind!" — Unten standen folgende Verse:

„Wie lieblich kann man sich anjetzo doch ergetzen
In dieser angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch' zu setzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud."

Also machte der Dichter nicht einmal viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete – er sprach nur von Ergetzen, und schien anzunehmen, alles übrige müße von Rechtswegen so seyn, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand! — War das eine Welt! — „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft) Hei, was da großer Ehren gepflogen ward!" — Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf gelegenheitlichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet seyn sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl und gab mir erst die rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben die=

ser großen Welt. „Ei, Ei, (sprach ich, gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen bunten Fratzen) ihr sehr erhabnen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst einmal in Eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen!“ Dann fiel es mir freylich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemahlt seyen – aber da tröstete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuern Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffees, „so großer Ehren pflegen“ konnte.— Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Erholungs-, Spiel- und Lustort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberborten

nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Goldhaufen beladnen Tische unter freyem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schienen an mehrern Arten des Kegelspiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterschrift besonders redete:

„Sehr viele sind verliebt ins Spiel
von Kegelschieben,
Wobey man sich doch oft gar sehr abmatten kann;
Die Andern wollen sich dabey in dem
Schmaracheln üben,
Wo eine Kugel leicht schlägt viele Kegel an.“

Bey aller möglichen und hartnäckigen Anstrengung habe ich doch leider bis diesen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmaracheln sey. Keine Menschenseele hat mich jemals über diese schöne und kräftige Benennung berichtigen können! Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzuundeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich

wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardwesen (dessen Seligkeiten mir noch unbekannt sind, auf ewig entsagen, wenn ich nur erst ein einzigesmal in meinem Leben so recht nach Herzenslust — schmarachеln könnte!

Komödie und Tragödie. Ich habe einigemal, als ich zu spät in die Komödie kam, es mir zur Pflicht gemacht, das Hülfsmittel anzuwenden, welches ein kluger Jude zur Unterscheidung beyder obigen Arten des Schauspiels angab. „Ich will nicht in den Zettel gucken — sagte er — ich weiß allemal schon vom Sehen und Hören, ob sie ein Lustspiel oder Trauerspiel geben. Bekommt zuletzt der Kerl das Mensch, so ists ein Lustspiel; kriegen sie sich nicht, so haben wir das Trauerspiel!“ — Probatum est.

Kindheit. Das Leben der Kindheit setzt eine Mutter, oder doch einen Vater, oder allerwenigstens Geschwister voraus, in jedem dieser Fälle aber auch ein gewisses häusliches Verhältniß, das —

ich

ich nicht beschreiben kann. Daher können gar viele Menschen (z. B. früh vereinzelte Waisen, solche, die sehr bald in große Pensionen kamen, auf Reisen großgezogen wurden, und überhaupt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vornehmen, der Großstädter u. s. w.) nicht eigentlich sagen, daß sie eine Kindheit gehabt, oder eine Jugend gekannt und gelebt haben. — Ihr Schicksal schmerzt mich. Aber zum Glück – Dank sey der milden Weisheit Gottes für diese himmlische Gnade! – zum Glück habe ich bemerkt, daß ihnen oft durch ein eignes kindliches Naturell, durch ein seliges, reiches Leben oder andere göttliche Begünstigungen in der Folge bald ein schöner Ersatz für jene großen Entbehrungen von der holden Natur geleistet ward. — Entbehren müssen sie aber doch gar Manches – und gern wollte ich gegenwärtiges schon an sich breites Büchlein noch breiter aussprechen, wenn ich ihnen dadurch verständlich werden könnte – wenn ich nur sie dadurch zu Mitgenossen meiner eignen seligen Nachgenüsse zu beleben vermöchte –

die Armen! — Gott, welchen unendlichen Dank bin ich Dir vor vielen Andern schuldig!

Küchlein. In Bunians Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit (einer meiner frühesten Lektüren) wird erzählt, daß der reisende Christ, nach vielen erlebten wunderbaren Ereignissen, zu einem Manne kam, welcher der „Ausleger" hieß. Bey diesem fand er unter andern sachdienlichen Dingen auch eine Gluckhenne mit vielen Küchlein, welchen der Ausleger Wasser vorsetzte, indem er den Christen aufmerksam darauf machte, wie alle Küchlein nach jedem Trunk ihre Häupter zum Himmel reckten, „um Gott für ihre Labung zu danken." — Diese „Auslegung" berichtigte mich auf einmal über ein bisher mir noch unerläutert gebliebenes Manöver des Federviehes, so, daß ich dieses von nun an für viel frömmer als andere Thiere und manche Menschen hielt. — Nach und nach kam ich freylich dahinter, daß sie die Köpfe nur deßwegen heben, und mit den Schnäbeln leider nur darum pap-

pern, damit das Wasser hinter laufe. Aber der kleine Aberglaube, (den ich noch jetzt dem Herrn Ausleger gern verzeihe, und den ich ohnehin frühe genug wieder verlor) hat mir doch nicht das Mindeste geschadet. Höchst ungern trennte ich mich von ihm, und noch immer ist er mir so werth, wie ein schönes Kindermährchen, bey dem man nichts eifriger wünscht, als daß es wahr seyn möchte. — Mancher gute Mann wird wohl hierüber lächeln; ich aber (der ich bald nachher nur allzu sehr aufgeklärt ward) finde noch in diesem Augenblicke keinen Grund, warum ich gerade deßwegen erröthen sollte, weil ich bis ins zehnte Jahr meines Lebens ernstlich geglaubt habe, daß die Hühner beten?

L.

Langeweile habe ich nur dann gefühlt, wenn ich mich vor einer beschwerlichen Arbeit fürchtete – wenn ich zu einer solchen Arbeit (mit der ich im Rückstande war, für die ich wohl Kräfte, ja Willen, aber ein allzuschwaches Fleisch fühlte) von aussen – aber nicht hinlänglich – angetrieben ward, mich nun vor sie hin setzte, bösen und liederlichen Gedanken nachhieng, gähnend meine Unthätigkeit mit Unvermögen zu entschuldigen suchte, bald mich wieder tadelte, ängstlich nach der Uhr sah, ob sie mich noch nicht zu einer andern unvermeidlichen Arbeit oder zum Essen oder zum Schlafe rufen wolle, dann wieder seufzte, und so immer tiefer in den schrecklichen Müssiggang verfiel! — O ihr fürchterlichsten Momente meines Lebens – in welchen zuweilen der Mensch nahe daran ist, sich selbst für schlecht zu erklären –! — Könnte ich euch durch tiefes Leidtragen von den Tafeln meines Gewissens vertilgen — ach, ich wollte mich ja ganz in bußfertige

Reue versenken! Oft rief ich da aus: „Wie glücklich ist doch der Bösewicht, der keine Pflichten kennt!“ — Gute Mitbrüder, gute Schwestern auf dieser Erde! Sähet ihr doch eben jetzt in mein jammervolles Angesicht – sähet die bittre Thränenfluth, von der es überströmt wird – o ihr würdet mit mir weinen, daß euer Bruder – daß ein Mensch, der so vieles Gute kannte – dennoch so vieles Gute nicht that, und, indem er sich selbst hierüber ängstigte, es doch unterließ – und daß nun diesem Armen jetzt nicht Erde noch Himmel das Verlorne je widerzubringen vermögen! Ihr würdet ein Beyspiel nehmen an ihm! Ihr würdet die Pest der Langweile von der Erde vertilgen, und würdet jeden Moment von jeder so schrecklichen Zeitöde schnell beleben durch muthige Thatkraft, und würdet – seliger seyn denn ich! — — — Ach, schwebet ihr jetzt tröstend zu mir her, ihr wonnevollen, anmuthigen Stunden meines schönen Müssigganges – wo ich, in officieller Muße, oder nach einer rechten That, den blumenbekränzten Kahn meiner Phantasie so heiter losband, und auf dem Strome des In=

nern zwischen den blütenvollen und gesang-reichen Inseln einer schönen Unschuldswelt dahin schiffte, von keiner drängenden Arbeitslast zurückgehalten, von keiner versäumten Pflicht geängstigt! — Und nun sagt mir, gute Menschen – wie ist es möglich, daß man in solchem Müssiggange jemals von der Langweile gedrückt werde? Ich habe dieß nie begreifen können; denn nie war ich herrlicher, voller und heiliger beschäftigt, als in den sonnigen Stunden jener süssen Muße!

Lob. Was ich liebe, das lobe ich gar oft und gern mit der größten Innbrunst. Geschmeichelt habe ich nie – doch mögen vielleicht manche, die mich nicht genau gekannt, zuweilen mein Lob für Schmeicheley genommen haben. In meinem Sinne aber war von jeher das Loben vom Schmeicheln himmelweit unterschieden; und so hoffe ich, daß mein Loben keinem Menschen schädlich geworden sey. Doch bin ich einmal plötzlich über mich erschrocken, als ich einer schönen Freundin, die schwanger war, bewies, sie werde und müsse ein wahres Engelskind

zur Welt bringen, worauf die Bescheidne mir lächelnd vorwarf, meine Schmeicheley schone nicht einmal das Kind im Mutterleibe. — Aber hüte dich, die Menschen eher zu loben, als du weißt, daß sie dein Lob unstreitig verdienen. Denn im Hui triffst du einmal mit mehrern derselben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreise gelobt hast, öffentlich zusammen – die Gesellschaft verlangt ein deinem Urtheile gemäßes Betragen – Jeder der Gelobten fordert laute oder stillschweigende Bestätigung – jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen – und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken oder die Geringsten beleidigen, und in große Noth gerathen. — Uebrigens bin ich sehr oft bey'm Lobe Anderer besorgt, und bey ihrem Tadel ganz unbekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der liebste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken, wie nachfolgende, stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen an jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möchte ich sie durch-

aus nicht loben, wiewohl die Beurtheiler darinn allerdings Recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind.“ Ferner: „Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich – aber Eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! Denn gerade die gereichen ihm noch zur grössten und einzigen Ehre!“ u. s. w. — Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir – o Gott, in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt! Und – wer wird nicht von ihnen geplagt?

Leichenpredigt. Ich habe lange geglaubt, es gebe nur drey bestimmte Leichentexte, bis mein Vater, den ich auch andere wählen sah, mich auf mein Bitten darüber berichtigte. Der Irrthum war durch folgende Anekdote entstanden, die ich meine Mutter erzählen hörte. Ein Superintendent von ihrer Bekanntschaft konnte und besaß nur drey Leichenpredigten, die er den Hirsch, das Leben und die Angst benannte, nach den Texten: „Wie der Hirsch schreyet nach frischem Wasser – Christus ist mein Leben – Die Angst meines Herzens ist

groß." Jedermann kannte einmal den Gehalt dieser Predigten, und wußte auch, daß der Prediger, wenn ihm eine Leiche angezeigt ward, nur lakonisch fragte: „Wollt ihr den Hirsch, das Leben, oder die Angst?" — Dabey kann ich eine andere Anekdote nicht verschweigen, welche uns die Mutter von dem nemlichen Prediger, wie ich glaube — mittheilte, wozu ich aber den folgenden Artikel (S. d. Art. Lastgebet) wählen muß.

Lastgebet. Bekanntlich werden bey den Lutheranern die öffentlichen Abkündigungen von der Kanzel, Fürbitten, Glückwünsche u. s. w. zwischen dem Schlusse der Predigt und dem Vaterunser verlesen. — Nun hatte ein gewisser Prediger (S. d. Art. Leichenpredigt) einst 1) ein paar Verlobte proklamirt, 2) eine Leiche für den Nachmittag angezeigt, so wie 3) eine Kindtaufe; dann 4) für die heutigen Communicanten, und 5) für einen Reisenden gebeten. Zum Beschlusse faßte er nun alles dieß nochmals in folgendem monströsem Lastgebetlein zusammen: „Gott aber, der Stif-

ter der heiligen Ehe, schenke unsern erblaßten Körpern eine sanfte Ruhe in ihrem Grabe, und lasse uns das Bad der Widergeburt dergestalt empfinden, damit wir vollkommen würdig zu seinem Tisch nahen und allesammt glücklich wieder zu den Unsrigen zurückkehren mögen! Wer das alles christlich begehrt, der spreche mit mir ein andächtiges und glaubiges Vaterunser!"

Lächerlich. Es giebt wenige – ich mögte sagen keine – absolut oder allgemein und nothwendig lächerliche Gegenstände. Nichts ist ungewisser nnd schwankender als irgend eine Theorie des Lächerlichen: denn so verschieden die Menschen sind in Rücksicht der Genialität, des Verstandes, der Vernunft, des Geschlechts, Herzens, Standes, der ästhetischen Bildung überhaupt u. s. w., so verschieden sind auch ohnehin die Gegenstände, welche ein Jeder lächerlich zu finden vermag oder finden muß. Außerdem hängt aber auch noch das Lächerliche so sehr von Zeit, Umständen, Darstellung, Art, Umgebungen und andern Bedingungen ab, wie fast kein anderer Gegenstand; und man

kann daher niemals mit Sicherheit auf seine volle Würkung rechnen. — So viel ist gewiß: Gemeine Menschen müssen in der Regel zehen Gegenstände lächerlich finden, ehe dem Genius einer lächerlich vorkommt, so lange nemlich unter den Gegenständen keine besondere Auswahl getroffen wird. Denn von vielen tausend Dingen, welche den Genius als hübsch, naiv, heiter, witzig, lächelnswerth, gemüthlich, interessant u. s. w. ansprechen, findet der Gemeine schon vielleicht die Hälfte – und mit ihr den Genius selbst – vollkommen lächerlich. — Was sich von diesen Sätzen umkehren läßt, das überlasse ich jedem selbst zur Probe; nur vergesse man dabey nicht, daß Gemeinheit die Gelehrsamkeit keinesweges ausschließt. — Mich hat das Lächerliche hauptsächlich dadurch geneckt, daß mir manche Sachen einmal lächerlich, nach einiger Zeit kaum belächelnswürdig, nach mehrern Jahren aber wieder höchstlächerlich vorkamen u. s. w. — Besonders geht es mir so mit zwey Anekdoten, über die ich mehr gelacht habe als über alles in der Welt, und die mich heute wieder einmal nicht als lächerlich anspre-

chen. Doch, ich will sie erzählen, und den Leser selbst über ihr Lächerliches urtheilen lassen. — Ich gieng mit einem Kreiser (Unterjäger, Holzmann) auf die Jagd. Unterwegs erkundigte ich mich darnach, „wie seine Flinte sich halte," die vorzüglich gut war. Er schalt sie als ganz verdorben, hoffte aber, sie werde bald wieder richtig schießen. Lange fragte ich vergebens nach der Ursache, wodurch das Gewehr verdorben worden. Endlich kam folgendes heraus: Er habe die Flinte Einem geliehen, der damit, zur Hülfe für seinen an den zehrenden Dingern (der Schwindsucht) kranken Sohn, Läuse von diesem gegen einen Grenzstein geschossen. Zum Glück aber sey es mit dem Jungen hierdurch besser geworden – und sobald derselbe wieder auf den Beinen sey, werde auch die Flinte so gerade schießen wie ehemals; außerdem aber nimmermehr! — Vielleicht ist auch das eigne Bild des Erzählers (welches aus seltsam komischen Aggregaten bestand) eine Hauptursache davon, daß das Lächerliche dieses Aberglaubens mich oft so gewaltig erschüttert hat. — Die zweyte

Anekdote erzählte mir ein reichsritterschaftlicher Beamter. Es ward kurz nach seinem Amtsantritt ein Jude vor ihn gestellt, den man wegen Defraudation seines Leibzolls im Verdacht hatte. Derselbe legitimirte sich aber durch Vorzeigung von drey gedruckten, quittirten Zollzetteln, die auf zwey Kälber und eine Gaiß lauteten. Auch sagte der Zolleinnehmer aus, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn für den Juden-Leibzoll seyen keine besondern Zettel gedruckt, und ein Jude sey eben so hoch eingeschätzt, als obige drey Thiere. — So gräßlich mir diese Geschichte Anfangs ins Herz fuhr, so lächerlich erschien sie mir hinterher, als erlebte Begebenheit des Beamten. — Uebrigens hätte ein Anderer als ich die beyden jetzt erzählten Anekdoten wohl in witziger Form zugespitzt. Ich aber wollte den Leser nicht bestechen, da es mir dabey nur um das Historische aus meinem Gemüthe zu thun war.

Lazarus. Bey dem furchtbaren Gleichnisse vom armen Lazarus und vom reichen Manne, so wie bey dem herrlichen

Bilde des Lazarus von Bethanien, bin ich jederzeit höchstunangenehm dadurch gestört worden, daß mich der Name Lazarus sogleich an das schlechte Bier in meinem Geburtsort erinnerte, von dem meine Mutter sagte: Lazarus habe das Malz, Simson das Wasser dazu getragen. — Verzeiht mir, geliebte Mitbürger, so wie Euch Gott auch verzeihen möge – hoffentlich ist jetzt Euer Bier viel besser – aber wahr ist es, Ihr habt Euer Leben lang doch wirklich gar manche verdammte Höllen- und Hexenbrühe zusammengesudelt! — Schon im siebenjährigen Kriege muß wohl das Bier in meinem Geburtsorte nicht viel getaugt haben. Denn aus jener Zeit erzählte meine Mutter, daß einer der dort einquartirten Croaten in den Bierhäusern umhergegangen und die eintretenden Zecher über die Güte des Biers immer dadurch belehrt, daß er mit dem Finger erst aufs Auge, dann auf den Arm und endlich auf das Bier gedeutet, welches heissen sollen: „Auch arm Bier," d. i. „Hier ist auch ein elendes Bier!" — — Gern, theure Landsleute, hätt' ich dieß al-

les verschwiegen! Aber Ihr habt die durstigen Stunden meiner Jugend – in der ich Bier trank – doch gar zu sehr gequält! Indessen, seyd nur ruhig – ich werde Euch der Welt nicht nennen – und diese erfährt ja ohnehin nicht einmal, wer der liederliche „Fiebelschütz aus der Grafschaft Henneberg" gewesen ist!

Liebe. (S. d. Art. Freundschaft) Himmlisches Wort! Wie könnte ich den Buchstaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf süßen Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichem Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die liebende Armuth in unsäglicher Sehnsucht vom jungen Gott des Reichthums empfieng und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! — Oft schwebst du, gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde – und wie frisch sind deine hohen, reinen Melodien! Oft schmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen sich, ach, zum sterbenden Fall! — Oft trifft du die bangende Jugend schnell, wie das er-

ste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Fluren. Durchs Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz – im Busen bebt das erschrockne Herz wie vom Donner gerührt – aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder! — Oft — — aber, heilige Gottheit! Wie könnte ich Armer Deine Wunder würdig singen – diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fühlte und nie begriff! — Dein war ich, o Liebe – Dein bin ich – und im Strome Deines heiligen Lichtes will ich auch versinken, und – erwachen!

Lebensfülle. Ich habe sie stets am herrlichsten in den Momenten der eingetretnen Ruhe nach körperlicher Anstrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niedersetzte – in Ebnen, wenn ich stehen blieb – im Hause bey'm Anfange des Abendessens – am Arbeitstische hauptsächlich nach einem starken Gang; wo gewöhnlich Geist und Körper am zufriedensten mit einander sind; wo man alles Denken und Dichten, ja selbst Feder und Dinte am meisten liebt; wo man das-

vor-

vorher Gearbeitete mit grösserem, gleichsam erst kürzlich erworbnem Scharfsinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Vertilgung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich Begeisterung nennt war mir fast einerley mit Lebensfülle, und zu diesem Zustande fand ich stets und vor allen Dingen eine vollkommne Nüchternheit nothwendig. — Daß es wirklich Menschen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeisterung durch starke Getränke herbeyzurufen, oder gar festzuhalten vermögen, scheint mir unglaublich. Von Andern hingegen — die sich obstiniren, ihre Lebensfülle nicht erträglich zu finden, sich die Adern aufbeißen wollen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu dessen Ermattung anrükken lassen — habe ich selbst manche Beyspiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affektirte, nie ächte Genialität — und ich könnte auch einen sol-

Bayerische
Staatsbibliothek
München

chen nicht affektirenden Menschen doch unmöglich gelinder benennen, als – Hanns Dampf.

Bayerische Staatsbibliothek München

M.

Mantelfamilie. So nennt man in mehrern kleinen deutschen Städten und grossen Dörfern die untere, und einen Theil der mittlern Bürgerklasse, auch wohl diejenigen, welche sich gern schon zu den Honoratioren zählen möchten, von diesen aber nicht geduldet werden. Da, wo die Weiber dieser Classen blaue, mit Gold besetzte Tuch=, oder feine Kattun=Mäntel tragen, bedarf mein Ausdruck keiner weitern Erklärung. Dieser Orte giebt es nun zwar sehr viele; da aber der obige Ausdruck doch für alle übrigen Städte nur ein fremder Provinzialismus bleibt, so wünschte ich wohl einen allgemeinern Namen für jene Menge zu finden, die mich von jeher ganz besonders interessirte, weil sie, ohne zur Mode zu gehören, doch der Mode durch blosses Räsonniren so manchen Zügel anlegt und über ihren eignen Moden oft funfzig Jahre lang mit größter Strenge hält — weil sie bey allen Welt=Staats= und Privatereignissen immer das schärfste Extrem des öffentlichen

Urtheils andeutet – weil sie vieles vom eigentlichen Welttone wirklich angiebt oder doch veranlaßt – weil ihr eigner Ton volksmäßiger und wichtiger ist als der auf dem Lande – (worinn auch eigentlich der Hauptgrund davon liegt, daß das wenige Volksmäßige unter uns leider noch obendrein in einer höchst unkräftigen, gemeinen und undeutschen Form und Stimmung vorkommt!) und weil endlich ein grosser Theil der äussern und öffentlichen Ehre so einzig von dieser Classe abhängt, daß weder der Erste noch der Letzte im Staat ohne ihre Zustimmung und Erlaubniß den Namen eines rechtlichen Mannes zu behaupten vermag. — Städter überhaupt kann man sie nicht nennen – Kleinstädter noch weniger, weil sie oft sehr großstädtisch sind und weil jene nur aus Honoratioren bestehen – Spiesbürger gar nicht, denn deren giebt es (doch mit Exemtion und Respeckt von gekrönten Häuptern gesprochen!) unter allen Ständen. — In manchen Dörfern nennen die Bauern alle weiblichen Erscheinungen aus den Städten Stadtkontuschdinger. (Auch vergesse ich nie, daß

ich als Knabe einst unsern Flurknecht zweyen adlichen Damen, die auf einem verbotnen Fußpfade durch die Saat spazierten, mit einer Löwenstimme von ferne zurufen hörte: „Wollt ihr gleich herab, dort drüben, ihr Kontuschdinger?)“ Stadtpöbel ist zu schlecht – Stadtvolk sagt zu viel – gemeines Stadtvolk zu wenig – und alles dieß schlösse mir auch jeden bis auf das Land verbreiteten Zweig dieser Classe aus, den ich doch bey meinem Begriffe keinesweges entbehren kann – wie z. B. all die herrlichen Försterinnen, Schulmeisterinnen, Schulzinnen, Pächterinnen, Verwalterinnen, Gärtnerinnen, Wirthinnen u. s. w. — Daher mag meine unrichtige Benennung so lange gelten, bis sich eine bessere findet. — Von dieser Classe wollte ich nun sagen, daß ich sie in Sachen der Mode und des Weltons am liebsten zu Rathe ziehe, und in Sachen des wirklichen Geschmacks am fleissigsten studire – um nemlich dort sogleich das Schärfste und Heftigste, hier aber das Allgemeinste und Leutseligste zu vernehmen. — Dabey habe ich manche Eigenheiten bemerkt. — Keine andere Classe zeigt

in der Berührung mit Vornehmern so viel affecktirtes Wesen, (S. d. Art.) und haßt doch dieses an und unter sich selbst so sehr, als Mantelfamilie. — Keine hält so fest und volksmäßig zusammen, keine herrscht so sehr über alle übrigen Classen, und beurtheilt diese schärfer, als sie. Wehe besonders dem, der aus der Mantelfamilie in eine vornehmere Classe, anders als durch Heurath, sich zu erheben wagt, und etwa allmählig andern Kleiderschnitt, andere Mützen u. s. w. gewahr werden läßt! Tausend Zungen werden seinen guten Namen in Stücken zu zerreißen streben, und zugleich dem lieben Mantel und der Haube ewige Treue schwören. — Eine Sonderbarkeit ist es, daß sie alles Bloße nicht leiden mögen, als z. B. bloßen Kopf, Busen, Arme. „Seht, heißt es, seht doch die Nachbarin! Nun ist der Hochmuth aufs Höchste gestiegen — den Mantel hat sie schon lange abgeschafft — nun geht sie gar mit bloßem Kopf — nun will ich auch bald erleben, daß sie mit bloßem * — gehen muß!" — Und so urtheilt nicht nur der Einzelne, sondern immer die ganzen

Haufen. — Daher bin ich der Meynung, daß – wenn man den Gemeingeist dieser Classe auf einen der kräftigern Stände (es sey dieß der vornehme Bürgerliche, der Bauern= oder der Adel=Stand) übertragen könnte – dieser sehr bald der alleinherrschende seyn, und zugleich die deutsche Nation repräsentiren würde.

Maikäfermühle. In meinem vierundzwanzigsten Jahre traf ich im Reisen an einem Walde auf folgendem Schandpfahl der Menschheit, dessen Anblick mich lange mit einer gewissen Erbitterung gegen die deutsche Jugend erfüllt hat. Einige Knaben hatten die Welle eines Kindermühlrädchens mit spitzigen Speichen besteckt, an deren jeder oben ein Maikäfer schmachtete, welchem sie das halbe Bein ausgerissen und in die Höhlung der obern Hälfte die Spizze des Holzes eingetrieben hatten. Im Schmerz hoben die Thiere ihre Flügel, wodurch das Rad umlief – und das nannten die Hunde eine Käfermühle. — Ich habe mit den Füssen das ungeheure Schandwerk

zerstampft und die erschrocknen Knaben eine Strecke weit verfolgt.

Mitleiden. Alle Kinder, die noch unverderbt sind, haben einen natürlichen Hang zum Mitleiden. Diese Anlage ist so entschieden, und ich habe ihre Spuren so durchgängig und ohne Ausnahme gefunden, daß ich das Mitleiden als das erste göttliche Abzeichen im menschlichen Gemüthe, wodurch sich dieses von aller bloß organisirten Natur, unterscheidet, betrachte. — Ich habe in den Gesichtern vieler Kinder, lange vor der Entwicklung ihres Sprachvermögens, ganz dieselben Züge erscheinen sehen, welche das Mitleiden hervorbringt, und ich habe ihnen diese Gefühle wirklich durch meine Bewegungen zu erregen vermocht und sogar dieselben mehrmals, durch gewiße Zeichen der Wehmuth und eines wachsenden Schmerzes, bis zum Uebergang in Thränen gesteigert. — Was meine eignen diesfallsigen Erinnerungen aus der Kindheit betrifft, so hat sich mein Mitleiden und Bedauern (d. h. außer wirklichen Leidensfällen) vorzüglich in folgenden Lagen geäußert, wenn ich ei-

nen Menschen auszanken sah, welcher traurig dazu schwieg – wenn Jemand so auffallend beschämt ward, daß ich die Beschämung einsah – wenn ein Vornehmer einen zerrissenen Strumpf, Schlafrock, schlechte Schuhe, schmutzige Wäsche u. s. w. trug, wobey ich stets auf Armuth rieth – wenn Jemand über die Theurung eines gewissen Nahrungsmittels, Kleidungsstücks u. s. w., dessen Vorzüge ich so eben genoß, klagte – wenn ein Knabe mit sehr harten, aufgerißnen Händen oder blutigen Flecken im Gesichte vor mir stand; (ja schon ein jedes Kind, in dessen Gesicht ich Schmutzflecken, einen Kirsch= oder Heidelbeerbart sah, dauerte mich sehr merklich und kam mir leidend vor) – besonders aber, wenn ich einen Knaben in der Herbst= oder Winterkälte herumlaufen sah, dessen Weste von der Hose ein Paar Hände breit abstand, so, daß im Zwischenraume die Blöse des Bauchs einzig von dem dünnen Hemde bedeckt war: dieß kam mir immer höchst bedauernswürdig vor und ließ mich empfindliche Frostschauder, ja die höchste Noth ahnen; und je mehr sich ein

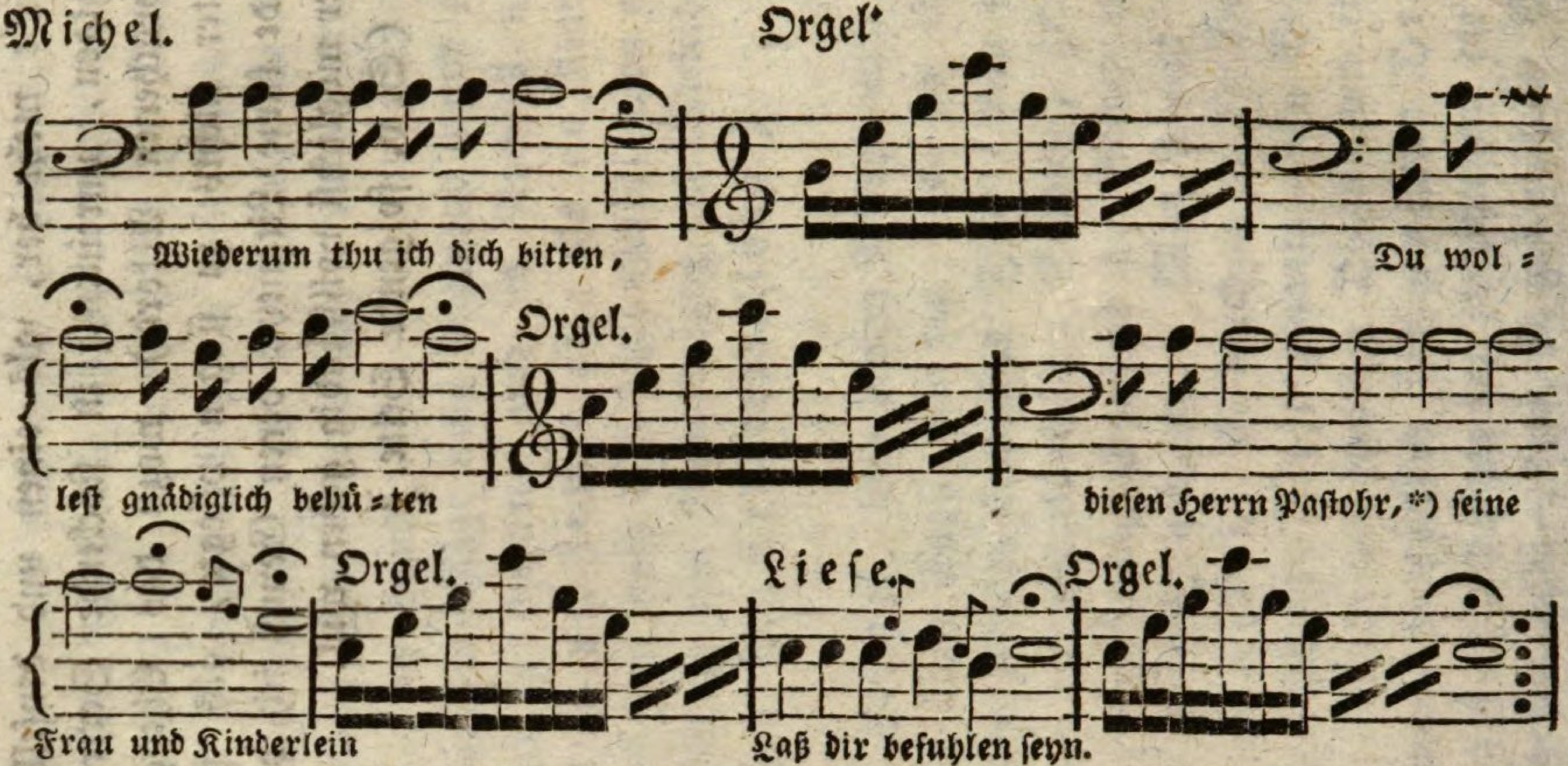
solcher Junge anstrengte, je freundlicher er um mich her sprang (denn vermuthlich war ihm selbst oft sehr wohl dabey zu Muth) und je größere Dienste er mir leistete, je inniger dauerte mich der Arme; und wer in einer solchen Verfassung mich um etwas bat, der konnte alles von mir erhalten. (Ohnehin schlägt wohl Niemand irgend eine Bitte so ungern, und im Nothfall noch mit so viel Zartheit ab, als ein Kind!) Doch war wohl dieß letzte Gefühl schon eine Mischung von Bewunderung und Mitleiden. (S. d. Art. Erbvertheilung.)

Michel. Bey diesem Namen muß ich einer schon längst von den Auen der Erde verschwundenen komischen Figur (etwa aus einer der niederländischen Schulen) gedenken, welche viel Spaß in die Scenen meiner Kindheit gebracht. Man nannte ihn Orgelmichel. Er durchzog an der Hand seiner Gattin, Liese genannt, den Bezirk von einigen und zwanzig Dörfern mit einer kleinen, vermuthlich selbstgemachten Drehorgel, (und zwar der schlechtesten, die ich je gehört habe — denn sie gab zu jeder Mu=

sik nie mehr her, als einen und denselben einzigen, unreinen, in stockende Sextolen zerbrochenen Akkord) wozu das Ehepaar weiter nichts zu singen pflegte, als folgende kurze Litaney, deren Genuß ich dem Leser möglichst vollständig geben will.

(S. d. folgende Seite.)

Ad libitum.



*) So hieß es nemlich vor unserm Pfarrhause.

Zuweilen dauerte aber obige Stelle noch viel länger, wenn statt „Pastohr" gesungen werden mußte „diese Frau Amtsverwesertin – diesen Herrn Orgelmacher Johann Caspar Rommel – oder diesen Herrn Sailer Lorenz Volkhardt" – denn so heißen unsre nächsten Nachbarn. Der Mann war übrigens dieser Stelle wegen fast immer und überall willkommen – denn der Bauer (und mancher Anderer) findet sich höchlich geehrt, sobald sein ganzer Name öffentlich, feyerlich, und gar in einem Gebete ausgesprochen, ja bey und hinter vollem Orgelklange gesungen wird; und ich selbst habe es ja mit angesehen, daß in einer sehr rührenden Predigt, die bey der Leiche meines von der ganzen Gemeinde geliebten Bruders gehalten ward, anfänglich zu meiner Verwunderung niemand außer mir weinen wollte, bis der Prediger folgende Stelle langsam aussprach: „Mit Ehrerbietung nenne ich ihn Euch, den weyland wohlehrwürdigen Herrn, Herrn Johann Christian –" Der gute Redner mußte hier aus eigner Rührung über die plötzlich ausbrechende allgemeine Thränenfluth der lie-

benden Landgemeinde lange einhalten – wodurch ich aus aller Fassung kam, da mein Verstand gleichsam laut auflachte und gleichwohl mein Herz aus wirklich verstärkter Rührung laut aufweinte. — Doch, ich habe noch einige interessante Züge von meinem Manne zu geben. Seine Stimme weiß ich mit nichts zu vergleichen, als mit den Tönen eines Schaf- oder Ziegenbocks der etwa vor Schmerz gerade hinausschreyen müßte. — Wenn ich nun das ganze Lied betrachtete, welches doch, geschrieben, unstreitig so aussehen wußte:

Wiederum thu ich dich bitten,
Du wollest gnädiglich behüthen
Diesen Herrn Pastohr, seine Frau und Kinderlein
Laß Dir befuhlen seyn.

so war mir oft nichts daran recht. Bald wollte ich mit der dritten Zeile schon geschlossen haben – bald gefiel mir in der vierten Liesens hohes und zärtlich genug vorgetragenes „Anbefehlen“ doch wieder gar zu sehr – bald wollte ich in der zweyten nach „wollest“ noch ein „uns“ und nach behüthen einen Punkt ein- und

anflicken, wodurch alles gut geworden wäre – aber, da kam der Dichter selbst wieder und sang mir das „wollest" so verdammt deutlich in die Ohren, (S. die Noten) daß ich endlich meinen Schulverstand willig unter die Macht des Glaubens und der Poesie gefangen gab. Desto mehr gefielen mir die einzelnen Schönheiten der Litaney. In dem schweren, ominösen „Wiederum" lag für mich 1) die ganze Dorfsreihe überhaupt, 2) die große Mühe, die der Mann sich doch offenbar vor allen Thüren machte, 3) die ungeheure Menge von Bitten, womit der Himmelsstürmer täglich den lieben Gott belästigte, und 4) eine kunstreiche Anspielung auf die einförmige Ewigkeit einer jeden Dorfsreihe, deren erste Nummer immer vom Dichter auf die letzte der vorigen bezogen ward, so wie er selbst das ganze Gedicht wahrscheinlich seinem vorigen, oder doch jenem ersten Morgengebet für seine Brüder, angepaßt hatte, nach dessen Beendigung er das gegenwärtige sinnrich dichtete, drauf Stab und Orgel ergriff und die ewige Wanderung bey seinem Nachbar anfieng, die er

erst mit seinem Leben geendigt hat. — Das Wort „Kinderlein" war meine Leibstelle und bestach mich theils durch den Sinn, theils durch die liebliche Sanftmuth, bis zu welcher er hier seine blöckende Stimme halb todt zu drücken wußte. — Seinen Zunamen habe ich nie erfahren, sondern mir den ganzen Kerl, geschrieben, nur immer als „Johann Michel Orgel" heißend, gedacht – denn den lieben Johann erließ man damals noch selten einem ehrlichen Manne in der Grafschaft Henneberg – auch mir selbst nicht. (Und wirklich ist dieß in der Folge bedeutend geworden – denn seitdem alle Barbiere, Becker und Sattler ihre Knaben Uffo, Kuno, Herrmann u. s. w. nennen und den ehrlichen Johann weglassen, wollen alle Bursche Herren, und keine Diener mehr seyn – ja selbst die alten Barbiere lassen sich nur rasiren, die Becker leben nur von Pasteten und die Sattler wollen gern reiten.) So setzte ich denn auch bey meinem Künstler von selbst den Johann voraus, wie Luther bey jedem der zehn Gebote sein „Wir sollen Gott fürchten und lieben." — Uebrigens hielt

sich

sich aber der Mann wirklich vornehm, und schien kein Allmosen, keinen Lohn, sondern nur ein Honorarium für die Kunst anzunehmen. Dabey konnte er alles Fragen nicht leiden, und seine gewöhnliche Antwort auf die Frage „Nun, Michel, was macht Ihr?“ war: „Hm – Andere, wenn die fertig sind!“ — Einst traf ihn der Nachbar Orgelmacher, der ihn zuweilen Herr Kollege nannte, hinter einem Zaune ruhend an. „Nun, was macht Ihr da, Michel?“ fragte er. „Nix!“ antwortete Michel voll Inngrimm. „Und was macht Ihr denn?“ fragte jener die Frau. „Ich muß dem Manne helfen.“ versetzte Liese geschäftig. — Ein andermal sah ihn Derselbe zu einem Fenster herausgucken und rief freundlich hinauf: „Nun, Michel, seht Ihr Euch um?“ „Nein ich schau gerade hinaus!“ herrschte Michel herab. — Er war dick, kräftig und klein von Person, hatte blendend weiße Zähne und ein entsetzlich breites Maul. So sehe ich ihn noch jetzt im Geiste vor mir, als ihn einst mein Vater hereinrief, und einen Teller voll Mehlbrey nebst gekochtem Obst auf unserm Claviere für

ihn anrichten ließ. „Ey, Ihr Errwirden, (sagte er und trocknete sich den Kunstschweiß ab) es ist gar sehr hibsche Witterung! Gelten Sie?“ (Statt des angeblich weniger höflichen Hennebergischen gelt? i. e. nicht wahr?) „Nun ja, (fuhr er unaussprechlich langsam redend und essend fort) ich danke der Ehre ganz heeflich — denn — das — ist — meine — Leibspeise, — eerstlich — Huuhzeln — — und — nach diesen wieder — — Bray!“— Einmal war mir bange um ihn. Er orgelte eben vor dem Pfarrhause; unser Gerichtsherr, welcher meinen Vater besucht hatte, verließ gerade das Haus, gieng an dem Künstler vorüber und hielt ihm, wegen seines ewigen Wanderns nach der Dorfsreihe, einen ziemlich derben Sermon, der zwar nicht so ernstlich gemeynt war, aber doch, soviel ich hörte, zuletzt etwas von Fortjagen aus dem Dorfe „und einige alte Hundsfötter“ enthielt. Aber wie benahm sich der geniale Mann? Er verbeugte sich tief; und kaum wandte ihm der Gerichtsherr den Rücken zu, als er uns alle mit freundlicher und höhlicher Verwunderung ansah, und sagte: „Aber wahrhaf=

tig, ein erstaunend spaßhafter Herr! Eine überaus gnädige Herrschaft!“— Seine beständige Gemüthlichkeit begeisterte mich sogar einmal, wenn ich so sagen darf, zum Betteln. Zwar wollte ich bessere Lieder singen, (ich hatte eine angenehme Stimme) und sie besser mit der Guitarre begleiten, als der Drehorgler vermochte, und überhaupt fühlte ich mehr eine Neigung, auf die Kunst zu reisen, als eigentlich zu betteln. Auch wollte ich nicht etwa meinen Eltern entlaufen, sondern ich hoffe von meinem Vater (welchem ich indessen doch aus dunkeln Gründen die Sache verschwieg) Erlaubniß zu dieser Reise zu erhalten. Dennoch aber lag dabey eine gewiße Liederlichkeit zum Grunde, deren Bekämpfung mich in der Folge oft gefreut hat. Ein heimathloses, mit dürftigen aber öftern Ehren- und Nahrungsgenüssen verbundnes ganz freyes und unabhängiges Leben — das war es, was mich reizte. Die Betrachtung eines jungen Burschen aus meinem Dorfe, der sich um diese Zeit förmlich der Bettelsängerey ergab, half mir auf einmal aus jenem Traume. Ich wollte mich nemlich

mit demselben bekannt machen, um ihn zu lehren, wie er hübsch, anmuthig und mit Ehren betteln könne. Zu dem Ende entwarf ich ein Gedicht für ihn, womit er debütiren sollte, und worin ich, wie ein Bravo, mit Derbheit um mich warf, die Bettelkunst aber doch idealisiren wollte und daher das Prinzip des Bettelns in ein gefälliges Licht zu setzen suchte. — So wie ich aber nun den wirklichen Gedanken faßte, es ihm mitzutheilen, überfiel mich schnell eine Scham der Rechtlichkeit, ich verbannte das Gedicht und war auf einmal von meiner Krankheit geheilt. Es enthielt etwa folgende Gedanken:

Bettlerlied.

Was hilft ein wenig Geld im Kasten?
Ihr könnt nicht ruhen und nicht rasten,
Drum gebt ihr's endlich aus.
Was hilfts, den Seckel zu verschließen?
Es mag Dich noch so sehr verdrießen,
Das Geld hüpft doch heraus.

Wenn ich mein Ränzlein huck' und steige
Mit ihm auf jene grüne Eiche,
Flugs hab' ich unter mir
An alle Welt nichts mehr zu suchen —
Doch alle Welt hat Brot und Kuchen,
Und das gehört auch mir!

Anno Siebzig in den theuern Zeiten,
Wo alle Betteleute gedeihten,
Da kam ich auch zur Welt;
Denn vorher in den guten Jahren,
Als alle Weiber Grafen gebaren,
Gieng meine Frau Mutter gelt *).

Ein Graf hat immer Zukunftssorgen,
Muß oft bezahlen, öfters borgen,
Und wird gar selten dick;
Ich lobe mir ein frohes Stündchen,
Und freu' mich wie ein gutes Hündchen,
Und leb' vom Augenblick.

Das frische Feld ist meine Freude,
Mein Lager jede grüne Haide,
Der Wald ist meine Lust.

*) Der ökonomische Ausdruck bey den nicht trächtig gewordnen Schafen.

Ich liebe Gott und alle Brüder,
Und was ich habe geb' ich wieder,
Ein Lied aus voller Brust.

Drum gönnt mir eine kleine Gabe!
Wenn ich von Jedem Etwas habe,
So trifft mich keine Noth.
Wer weiß, ob nicht nach wenig Tagen
Die Hirten in den Dörfern sagen:
Dort draußen liegt er todt.

Aber an der tragischen Katastrophe in jener Geschichte meines Herzens soll der arme Michel keinen Theil haben! Denn er war redlich, Jedermann liebte ihn, und er hat den Menschen gar viel Trost, Freude und Ehre zugeorgelt. Noch obendrein ist der gute Alte, soviel ich weiß, eben so wie der Held meines Gedichts, auf der Landstraße, also in seinem Berufe gestorben. — Und so grüße Gott auch diese arme Seele heut' in ihrem Himmel mit Fried' und Freude!

Maurer. So oft ich einen Maurer sehe, erinnere ich mich eines gewißen Ideals

aller schlechten Maurermeister, welches ich in meiner Jugend kannte. Nur einen einzigen Beleg will ich anführen, den ich zwar nicht verbürge, den aber mehrere Leute mir für ächt und wahr gegeben haben. — Ein Bauer ließ ihn einst in seinem Stalle bey dem Stand der Ziege ein neues Stückchen Mauer in die Wand einziehen. Als die Mauer fertig war, gab ihm der Bauer statt des Lohnes eine Mahlzeit, mit Bier und Branntewein in Hülle und Fülle. Allein noch während des Essens kam die Bäurin aus dem Stalle und sagte mit bedenklicher Miene: „Hört, Maurer, Ihr müßt morgen die Mauer noch einmal machen, denn die Gaiß hat sie wieder eingepißt.“

Moralische Unmöglichkeiten. Es ist ein besonderer Zug aller kräftigen aber schon zum Bösen gerichteten Jugend, sich den ganzen Tag auf nichts als spaßhafte Verübungen moralischer Unmöglichkeiten zu verpichen. — Kanst du die hier gewiß vorhandne Kraft noch zum Guten hinlenken, dann wohl Dir und deinem Zögling und

der Welt! Denn hier geht immer etwas Großes zu Grunde. — Hauptsächlich das Possirlichgrausame zieht alle kräftigen Kinder an. Mir selbst hat die Anekdote von einem gewißen Fürsten viel geschadet, der seine vier Hofnarren öfters in einem Wagen, der zwischen vier ovalen Rädern hieng, in gestrecktem Trabe spazieren fahren ließ. Der Kutschkasten war fest zugeschlossen, doch oben ohne Deckel, wo dann oft die Hüthe und Mützen, zuletzt aber ein ganzer kleiner Hofnarr herausflog, der das Beinchen zerbrach — womit sich hoffentlich der Spaß endigte.

Musik. Ueber die Entstehung unsrer Musik und insbesondere des Taktes im Gesang und Tanze, habe ich schon in der Jugend ungefähr folgende Meynungen gehegt. Den ersten, durch längere und melodischere, sanftere und süßere Töne von der Sprache verschiednen Gesang lernte der Mensch wohl unstreitig von den Singvögeln. Ihr Gesang rührt selbst Naturmenschen und Kinder. Der Mensch ahmte ihn also nach. — Wenn auch der Gesang

nicht vor aller Sprache entstanden ist (wie ich aber wohl behaupten möchte) so war doch die Entstehung Beyder gleichzeitig und Beyde waren von einander abhängig. — Ob nun aber der noch kunstlose und noch nicht zur Sittlichkeit aufgeblühte Mensch (in so fern man ihn nemlich als blos organisches Wesen und als Thiergattung zu denken vermag) zu den singenden Thieren gehörte, (die es lieben, mit den Lauten zu spielen, wie z. B. die Singvögel, einige Affen= und Hunde=Arten, manche Insekten, Amphibien u. s. w.) oder zu der stummen Klasse? (die selbst in der höchsten Freude stumm bleiben und nur vor Hunger, Schmerz, Brunst, Zorn oder Wuth schreyen) das ist eine schwer zu beantwortende Frage. Ich bin geneigt uns zu den stummen zu zählen; denn wenn gleich die Kinder viel früher singen, als ihre Sprache sich entwickelt, so beweist mir dieß doch nur die frühe Entwicklung des menschlichen Gemüths. Darinn erschien aber schon im Naturstande ein Theil unsrer Gottähnlichkeit, daß wir, gerührt von der Melodie der Welt, selbst nach Melodie streb-

ten. Und so singen wir nicht aus Instinkt, sondern aus Gefühl. — Der erste Gesang (Hymnus) war vermuthlich blos Recitativ und mußte ohne allen Takt seyn. Den Takt hat, wie es scheint, erst das Duo eingeführt; wenigstens war er vor dem Duo schlechterdings entbehrlich, ja oft vielleicht schädlich; und zwischen dem Recitativ und Duo trat gewiß noch der Wechselgesang ein, bey welchem die größte Freyheit herrschte. Das Duo aber machte eine Verabredung nöthig, veranlaßte also den Takt, oder die Uebereinkunft wegen eines Allgemeingültigen bey der Melodie. Die Gründe lagen sowohl im Geselligkeitstriebe – der begleitende Freund, die Geliebte, sollten gleichen Schritt mit uns halten, zugleich unser Vergnügen theilen –; als auch im Stolze und in der Ostentation – ein Dritter sollte dabey keine Mißlaute vernehmen. — Bewegung hat auch die Nachtigall in ihrem Gesang – ja man könnte sagen: Rhythmus der Melodie. Aber die allgemeine Haltung im Schnellen und Langsamen – die Versammlung aller einzelnen Freyheiten und Bewe-

gungen unter ein einziges Obergesetz – also der Grundrhythmus – fehlt den Vögeln. — Takt mußte damals ein sehr wohlthätiges Gefühl gewähren. Auch wir genießen dasselbe noch manchmal. Bey Fugen, zuweilen bey Dissonanzen und in allen schwer zu ergründenden Widerstrebungen, beruhigt uns am meisten der Takt, diese in sich ruhige und sich selbst ewig gleich bleibende Form des Zeitmaßes. Bey langsamen, süßen oder schmelzenden Melodien hingegen zieht uns der ermunternde Takt immer von einem Takte zum andern fort – unwiderstehlich vorwärts bis zum Schlusse. — Freylich aber schadet in anderer Hinsicht der Takt unsrer Musik so viel, daß sie unter seiner jetzigen Herrschaft sich nicht zum Range einer schönen Kunst (zum freyen Bewußtseyn, sagen Andere) erheben kann, da sie zwar, (vielleicht) eine fast schöne Idee darzustellen vermögen würde, aber ohne anscheinende Freyheit. — Sollen wir eine lebendige Form hören, so muß die Musik auf das Vermögen der Begriffe selbst, so frey wie die Poesie, würken; welches aber der Takt nicht verstattet, so lange er

sich nur auf das strenge Zeitmaß, nicht aber auf das Sylbenmaaß und auf mehr als dieses erstreckt und nicht wenigstens solche große Räume und Freyheiten in sich schließt wie in der Poesie eine ganze Stanze. Die Sylbenfreyheit ist in der Musik sehr groß; aber die Zeit hängt von den strengsten Gesetzen ab; wir kennen noch keinen vollständigen Satz im sogenannten Ad libitum; und der Künstler hat eigentlich nur die Freyheit, anzufangen und aufzuhören; denn zwischen dem Beginnen und Schließen herrscht einzig der tyrannische Takt, (der doch wirklich nur menschliche Erfindung und angelehrt *) ist) unter dessen Befehlen Künstler und Chörer mit auffallendem Zwange stehen müssen. Alle Stämmungen wider den Takt machen seinen gebietrischen Druck nur noch fühlbarer. — Wem es vorbehalten ist, in der Musik die Tyranney des Taktes ganz zu

*) Die Meinung, welche Hemsterhuys von der körperlichen Anlage des Menschen zum Takte hegt, ist doch gar zu sinnlich und widerspricht aller Erfahrung. Die meisten Kinder lernen nichts schwerer als Takt.

verdecken und unfühlbar zu machen, der wird diese Kunst wenigstens scheinbar frey machen; wer ihr dann Bewußtseyn giebt, der wird sie zur Darstellung einer schönen Idee ermächtigen; und von diesem Augenblick an wird sie die erste aller schönen Künste seyn.

Mond. Dieses freundliche Licht hat besonders dreyerley Empfindungen in mir erregt. Erstlich im Sommer gewährte mir der Mondschein (hauptsächlich um die Zeit des vollen Lichtes) eine oft erprobte Sicherheit vor Nachtgewittern, die dann wirklich äußerst selten zum vollen Ausbruche kommen. Im Winter verwandelte sich jene Sicherheit in ein Gefühl von erhöhter Häuslichkeit; ja auch die ganze starre Natur erschien mir fast wirthlicher als am hellen Tage, sobald der Mond schien. Auch habe ich es mehrmals ganz entschieden in reinen Winternächten empfunden, daß man im hellen Mondscheine wärmer steht, als im Schatten. — (So wie ich überhaupt von jeher Licht und Wärme für ganz einerley gehalten, oder

doch gefühlt habe.) Zweytens hat der Mond immer gar schöne Todesgedanken in mir erweckt, besonders als ich einmal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Junius 1803 verlebt! (Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit – und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!) Die Herrlichkeit des Spätroths begann in Westen zu verglimmen, und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der hohen Kirche – über den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofes – über jenen theuern Todten, die längst von ihrer egyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten – über den Gräbern der Eltern – des Bruders – des Freundes – des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen – voll und rein stand er da zwischen weissen sanftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltsam verschimmeltes und doch sehr

dunkles Blau eindrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, sich so tröstend hervorhob! So wie das Abendroth dort vollends dahin schwand, röthete sich hier allmählich ein sanftes, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fort zu ziehen schien – ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die süßwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele! O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber – o Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — — Drittens ist mir oft der Vollmond zum freundlichen Bürgen für die morgende Wiederkunft der Sonne geworden, wenn ich ihr in sehnsuchtsvoller Bangigkeit die Worte aus jenem herrlichen Sterbelied nachsang:

„Schaut, die Sonne geht zur Ruh, –
Kommt doch morgen wieder!"

Einst, auf einem Lieblingsberge, (es war am zwanzigsten October 1804.) befiel mich eine besondere Angst um die morgende Wiederkehr der scheidenden Allerwärmerin. —

Auf dem Feuerstrome der Abendröthe trieben hellgoldne Schaumflocken. Ein zackiger Karminsaum glühte am Rand einer dichten schwarzen Wolkentiefe, gleichsam ein stillstehender Blitz in finstrer Nacht. Aber das ganze glühende Gewölk mit seinen dunkeln Thälern und Gruben ruhte auf einem weit ausgebreiteten Purpurmantel, der unter den finstern Schichten blutig hervorflammte, bis hoch über mein Haupt, und nun nach allen Seiten hin, ohne merkbare Grenzen in ein blendendes Lichtgelb zerfloß. — Da kam von Osten herauf die ernste Nacht – mich überlief ein Schauder, als sie so grau und frostig auf den Schwingen der Morgenluft über den Horizont heranzog. „Ach, rief ich, sollte morgen aus jener todten Oede, aus jenen so ganz ausgestorbnen Regionen, das goldne Sonnenlicht wiederkehren? Warum hoffst du nicht, getreue Seele?“ — Aber sieh da! Von einem fernen Waldkopfe des Thüringer Gebirges trat jetzt der Vollmond leise herüber – und auf einmal war jene düstere Nacht wieder freundlich – sie war nun nicht mehr kalt noch öde, sondern bewohnt und wirthlich. Mächtig

drang

drang die große Kugel herauf; aber ihr gegenüber wollte das Abendroth noch nicht weichen, und flammte wieder röther an den Zinnen des Rhöngebirges. — Ach, es war eine Wundernacht um mich her, zwischen diesen zwey Lichtgegenden!

Mißverständniß. Ueber eins bin ich einmal heftig erschrocken. Es war ein sehr würdiger, aber äußerst pedantischer alter Geistlicher bey mir. Ich empfieng, während ich schnell etwas expediren mußte, ein Billet von derselben schönen Kaufmannsfrau, die ich ihm vorher auf einem Spaziergange gezeigt urd deren Redlichkeit ich mit Wärme gelobt hatte. „Ich weiß schon was es ist, (sagte ich zu ihm) lesen Sie doch, damit Sie sehen, welche prächtige Handschrift die Frau schreibt.“ Nach einigen Minuten bemerkte ich, daß er den Zettel mit Unwillen auf den Tisch warf und auf mich selbst einen Blick der tiefsten Verachtung schoß. „Um's Himmelswillen, was ist Ihnen?“ rief ich erschrocken. „Verzeihen Sie mir — sagte er außer sich — aber einen so schändlichen Briefwechsel sollte man

wenigstens geheim halten!" — Ich griff erstaunt nach dem Billet und las folgendes:

N. N.

„Sie hatten heute dennoch recht und ich
„Unrecht – nemlich von gestern Nachts
„her. Aber Sie hatten mir zu wenig
„gegeben, als uns mein Mann dazwi=
„schen kam und durch sein Poltern mich
„ganz außer aller Fassung brachte. In
„der Anlage habe ich aufgeschrieben, was
„ich gern noch möchte – für welches
„Sümmchen Sie mich dann nochmals
„beliebig erkennen mögen."

N. N.

„Der verfluchte Kaufmannsstyl!" rief ich jetzt lachend, und offenbarte ihm die dabey liegende „Nota," die mich über den Streit mit der Frau, wegen der gestern bey ihr ausgenommnen und falschberechneten Ware, so wie über alles Andere vollkommen recht=fertigte, die aber der gute Mann aus Un=willen nicht geöffnet hatte, als er in dem Billet seine – Bibelsprache zu erkennen glaubte!!

Mahlzeit. Wohlbesetzte Tafeln gewährten mir von jeher eine meiner größten irdischen Vergnügungen. Zwar trieb ich meine diesfallsigen Prätensionen nie höher als auf eine oder zwey Schüsseln – aber von jeder verlangte ich das mögliche Ideal zu genießen – und das mit Recht, und mit jenen billigen Erwartungen, wozu die Haushaltung meiner Eltern mich berechtigt hatte. Damals (o glückliche Zeiten für alle Gutschmecker!) bestand die Hauptlektüre der bürgerlichen Frauen noch nicht in Romanen, – nicht einmal in den schlechten und für Anfängerinnen meistens unverständlichen Kochbüchern, – sondern im fleißigen Studium der ererbten Familienrecepte, wovon fast für jeden Braten und jede Suppe ein eignes vorhanden war. Die größte jährliche Esserey in unserm Hause fiel an dem Sommertage vor, an welchem mein Vater die Comunion empfieng, wo also eine fremde Pfarrfamilie mit uns aß. Diese Mahlzeit bestand gewöhnlich in drey, selten vier Schüsseln; aber jede derselben war in der Familie schon lange, und außer derselben weit be-

rühmt, jede war in sich vollkommen nnd leistete das, wozu ihr Name berechtigte. Mit einer solchen Mahlzeit hätte sich ein Fürst vollkommen begnügt, und jeder Fürst konnte sich damit begnügen, denn er hatte die Auswahl unter Drey- oder Viererley, deren Jedes schon für sich allein einem Menschen in Rücksicht auf Kräftigkeit, Reinlichkeit, Wohlgeschmack und Fülle nichts zu wünschen übrig ließ. — Die alte Zeit ist hierinn wesentlich von der neuen unterschieden. Bey allem Zubereiten, Trocknen, Einmachen und Aufbewahren der Hausvorräthe gieng man ehemals mit der größten Sorgfalt, Umständlichkeit, ja Festlichkeit zu Werke – man freute sich dann auf ein Essen, wie auf ein Fest. Jetzt dagegen ist nur Eile und übereiliges vom Halse Schaffen an der Tagesordnung – sowohl bey'm Bereiten, als Genießen. Das Essen soll nur kostbar seyn; man verschlingt es geschwind, um andere Genüsse aufzusucheu. — Ich kann hierinn nichts Gutes sehen. Oft hat eine gute Schüssel eine böse Ehe auf ein ganzes Jahr geflickt. — Am ärgsten ist noch immer der Greuel in

den Städten, an den Höfen und hauptsächlich auf den Akademien, wo mancher junge Mann, der nur geistig aber nicht körperlich zu leben weiß, den Tod im Essen und Trinken verschlingt. Statt getrockneten Obstes erhält man entweder ausländisches Obst, für einen Thaler, oder unzeitige, faule, verbrannte, wurmige Zwetschen, verschimmelte und saure Aepfelschnizze. — Aas in einem braunen Brühchen heißt Ragout – „Bruder Studio ißt es doch!" Will denn die Polizey stets nur die Jurisprudenz ärgern, und niemals das einsehen und angreifen, was ihr Hauptgeschäft ist? (S. Polizeygegenstände.)

N.

Namen sind mir von allen bekannten Menschen höchst wichtig und bedeutend — doch nur die Vornamen. Bey Frauen habe ich sogar oft vergessen, ihre Zunamen zu erfragen. Sobald mir gesagt wird, meine neue Bekanntschaft heiße z. B. Christiane, sogleich werde ich manche ihrer Eigenschaften errathen, schon ehe mein Auge sie sieht. Noch glücklicher bin ich im Errathen des Taufnamens eines mir neu vorgestellten Menschen; und dieß geht auch natürlicher zu als jenes — denn man kann wirklich in gewissem Sinne sagen: der Mensch bildet sich seinem Hauptvornamen allmählich nach, und dieser malt sich im Menschenantlitz endlich aus. — Wer hierüber lacht, den frage ich auf sein Gewissen: Sieht nicht mancher Mensch ganz genau so aus, als müße er schlechterdings z. B. Johannes, oder Gottlieb, oder Philippine heißen? Und heißt er nicht am Ende wirklich so? — Hat man nun aber diesen „Zufall“ mehrmals bestätigt gefun=

den, so betrachte man alsdann im Geiste nur etwa ein ganzes Dutzend von Johannessen, Gottlieben oder Philippinen – und ich wette darauf, man wird in jedem ihrer Gesichter Etwas von dem Allgemeinen, das sie einander ähnlich macht und von allen anders Benannten unterscheidet, wirklich anschauen; aber freylich wird niemand dieß Etwas anzugeben, zu nennen, oder zu beschreiben vermögen. — Bey den Thieren ist es ganz anders. Ich habe an keinem Hunde jemals einen der gewöhnlichen Hundenamen errathen können, sobald nemlich z. B. ein Spitz- oder Mopshund nicht auch wirklich Spitz oder Mops hieß. Kein Eigenname hat Aehnlichkeit mit dem Hunde – kein Hund mit seinem Namen. — Der Unterschied liegt ganz gewiß blos in der Abwesenheit des Gemüths und aller Sittlichkeit. Daher wird man auch finden, daß Kinder ihr Leibhündchen, wenn es besonders gut und fast gemüthlich ist, selten mit dem ihm beygelegten Namen, sondern oft in jeder Woche mit einem andern Scherz-, Spitz- oder Liebesnamen, ja oft am liebsten nur „Hündchen" benennen.

Mir selbst ist es auch, in Rücksicht meiner und meines Haushundes Wechselneigung, und aller seiner Tugenden, vollkommen einerley, ob ich ihn Endymion oder Vornhalt's, (auch Vornhol's – welches zugleich das gewöhnliche Stich- und Fangwort der Metzger ist) Luna oder Liese nenne.

Namen-Cumulation. Auf dem Lande wird sie wohl am meisten und ärgsten gefunden – die Spitznamen gar nicht mitgerechnet. Heißt nur erst ein Mensch Hans, so nennt man ihn, sobald er sein Haus an das Dorfwasser baut, sicherlich Wasserhans. Hat er etwa einen kurzen stämmigen Sohn, so heißt dieser natürlicher Weise Wasserhansendicker, und dessen Tochter wird dann ohnehin als „das Wasserhansendickenmädchen fortgeführt. Die Cumulation wächst so lange fort, bis entweder die Menschen den ungeheuern Namen nicht mehr auszusprechen vermögen, oder bis einmal der Urenkel etwas wichtiges oder einen dummen Streich auf eigne Hand liefert, oder bis ein letztes

Familienglied etwa durch langes Leben in der Fremde u. s. w. eine Veränderung bewürkt. So habe ich selbst vor der Auswanderung aus meinem Geburtsorte wirklich folgende zwey Namenlastträgerinnen gekannt: Ein recht hübsches Mädchen, die Margrethe Trautwein hieß und „das Wasserhansenvaltinsgeorgadamsmädchen“ genannt ward, und eine tüchtige Arbeiterin Margrethe Elisabeth Trautwein, welche „Fuchsengeorgenstophelsgrethliese“ hieß. — Wie oft habe ich vor einem solchen Koloß von Namen staunend ausgerufen: Was will noch aus dem Kindlein werden!

Nachahmen. Ich bin im Gebrauche dieses Worts sehr vorsichtig. Nicht derjenige ahmt nach, der nur dem Zwecke des Andern nachstrebt, der nur dasselbe thut oder thun will, was Einer vor ihm that — sogar nicht immer der, welcher lange nach einem Andern dessen Bild, That, oder Gedanken mir fast gleichbedeutend noch einmal wiedergiebt — noch vielweniger der, welcher anscheinend Eins und vollkommen Dasselbe

dem Andern, doch trefflicher, nachthut. — Sonst müßte ja der **Genius** am meisten **nachahmen**, welcher die höchsten so wie die gemeinsten Kräfte und Geister gleichsam als Bäche in die heilig fluthende Kraft seines Schöpferstromes **aufnimmt**. (S. d. Art. **Stehlen**.)

O.

Obligation. Ich habe manchen höchst vergnügten Augenblick vor einem halben Rieße gedruckter und noch unextendirter Schuldverschreibungen (unrecognoscirter oder Jungfern-Obligationen) zugebracht. Alle diese keuschen Seelen sprachen mich, hier im ganzen Bündel, und noch vor Empfängniß eines bürgerlichen Lebens, so unschuldig und blos gelehrt an! Ich selbst wußte mich dermalen so sicher vor ihnen, daß ich sie recht lieb gewann. — Und wenn ich dann blätterte und fand, daß eine gerade so aussehe wie die andere, und nun doch die verschiednen, vielen, großen und kleinen Summen erwog, die hier noch Platz hatten und meine Freundinnen nun bald verunstalten sollten, und der armen Schlachtopfer gedachte, deren Namen bald darunter – theils zierlich geschrieben, theils an drey Kreuze gehängt – prangen mußten – ach, da nahm ich mir oft recht von Herzen fest vor, wenigstens mich selbst vor allem näherem Umgange mit diesem schuldlo-

sen Mädchen eifrig zu hüthen; und ich kann wirklich dergleichen sinnige Beschauungen jedem ehrlichen Mann als Stärkungsmittel zur Sparsamkeit empfehlen! Ein solcher Versuch zur allgemeinen Bekanntschaft mit ihnen (und dieß schöne Geschlecht kann, wie gesagt, nur im Ganzen bewundert werden) wird gewiß nicht so theuer zu stehen kommen, und weit grössern Genuß gewähren, als wenn man mit einer Einzelnen in nähere Verbindung treten wollte.

P.

Paradiesesfreuden. Eine der Hauptfreuden wird nach meinem Dafürhalten folgende seyn: Dort wird kein Vorurtheil mehr es verhindern, daß im Blumenkelche jeder Freude auch zugleich die Wahrheit aufblühe; dort also wird endlich der Königssohn unausgelacht zum Stallknechte hinlaufen und „Väterchen!“ rufen dürfen. Denn über alle dergleichen Nebenpunkte sind wir dann längst einig, da ja die Hauptsache in unsrer Lebensrolle öffentlich abgerollt vorliegt, und da jede der bisher jungfräulich verborgen gewesenen kleinen Jungferwahrheiten nun von jedem Manne und Jedermann erkannt werden darf! — O wie wird mir das Land der Lügen verhaßt und langweilig, wenn ich jenes seligen Aufenthalts gedenke!

Polizeygegenstände. Apropos! (S. d. Art. Mahlzeit.) Wie wäre es denn, wenn man der Polizey (bis man über den Umfang ihrer Functionen endlich

einig seyn wird) einstweilen nur Folgendes übertrüge, woran die übrigen Staatsgewalten es wenigstens noch zu sehr fehlen lassen, und womit aber auch die Polizey denn gleich wirklich und eifrig anfangen, wofür sie stehen müßte: Ich meyne die möglichste Sorge für Gesundheit und Sicherheit des Leibes und der Seele. — ? Ich dächte, daran hätte sie genug. — Aber das Allgemeine ist mir dermalen Nebensache. Es drückt mich etwas Einzelnes auf dem Herzen, das ich meinen guten Landsleuten sagen muß. — Lieben Freunde! Ist es euer wirklicher Wille, daß der Ausdruck „deutsche Keuschheit" nicht aus der Geschichte und Tradition vertilgt werde, so wachet sorgfältiger, als bisher, wenigstens für die öffentliche Keuschheit! — Ich will nur ein Paar Hauptgegenstände nennen, welche die Polizey doch ja nicht außer Acht lassen sollte. — Da giebt es jetzt fast in jeder auch kleinen Stadt wenigstens einen oder einige junge oder alte – ich mag nicht sagen Männer oder Menschen, sondern – Bösewichter, die in der Schamlosigkeit, in allen unzüchtigen

Reden und Geberden ungestraft öffentlich den Ton angeben. Sie zählen sich leider fast immer zu den gebildetesten Ständen, und jeder von ihnen ist leicht zu erkennen, weil er auf der Straße und in Versammlungshäusern mit größter Unverschämtheit als öffentlicher Repräsentant des Lasters auftritt. Indem ihre Augen selbst gierig jeden Blick der Frechheit trinken, trüben sie zugleich das Auge der Keuschheit – Indem sie ihren Mund im Geifer der allgemeinen Wollust baden, zittert schon auf mancher jungen nieerbrochenen Lippe das Verlangen, sich mit der gemeinen, mit der entweihten, ja mit der Unkeuschheit selbst zu schnäbeln. Aber sie geben sogar öffentlich, daß es Jedermann hören kann, witzige Rathschläge und Anweisungen zur Unzucht und Verführung, als könnten sie es nicht dulden, daß irgendwo eine junge vollblütige Unschuld mit ihren Reizen zwischen zwey Betttüchern unbeachtet verbrenne. — Hat denn die Polizey ewig verschlossene Augen für solche Giftmischer, deren Jeder ein Bordell unter freyem Himmel darstellt? — Ferner: Oeffentliche Wege und Spatziergänge sollten doch

bey Tage nicht ohne alle Aufsicht gelassen werden. Wenn ich mit meinen Kindern einen Gang vor die Stadt mache, und fünfhundert Schritte vom Thore an der öffentlichen Landstraße ein Paar Menschen, in der schamlosesten That begriffen, erblicken muß – wer rettet meine Kinder, falls ich den Greuel später entdecke als sie? Etwa die lachenden vorüberschlendernden Fuhrleute? oder Andere, die „Beydes nichts angeht?“ — Himmel, giebt es denn kein Mittel wider diese Pest? — Und, womit soll sich ein Vater beruhigen, der wegen Kränklichkeit seine Kinder nicht mehr zu begleiten – Gott! nicht vor dem Anblicke der Schande wegzuleiten vermag? — Soll er verzweifeln?

Poetische Blumen. Wenn Ihr eine ächte findet – recensirt sie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Seht doch den guten Linné an – er lobt und tadelt seine Blumen nicht, er zeigt ihr Daseyn nur an und klassificirt sie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. — Aber mir will

auch

auch das Klassificiren gar selten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der schönen Seelenwelt im menschlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich labe mein Herz am Dufte solcher ächten Blümlein — aber — ich kenne ja nicht das Wesen des kleinen Halmes, auf den ich trete — wie viel weniger dann deren Eines!

Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammen genommen. Ich hatte nemlich von jeher ein vortreffliches musikalisches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich denselben Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant von jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich (vermöge des sogenannten Doppelpfiffs und meiner geschmeidigen Baßstimme) vom Diskant und Basse noch so viel Zeit und Fülle abzumüssigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was

mir bey Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich ist, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dieß Talent oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, stille, einsame und höchst wunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich. — Grosser, guter Gott! Mein halbes Leben war ja Gesang! — Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umwandeln – und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern! — O Vater, wie hoch beglückt oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! — Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Rührung hinwies. — So vermag ich denn z. B. auf dem Gipfel eines Berges von Beethovens Symphonieen (und vorzüglich gut die heroische Nummer 3, die ich nach dreymaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte und nimmermehr vergesse!) mir selbst ganz vollständig zu geben – ja, noch mehr, ich vermag einen

musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie, vollständig damit bekannt zu machen. So trage ich z. B. Haydns ganze „Schöpfung" in meinem Herzen, und kann jeden Musiker, welcher sie kennt und liebt, stundenlange höchstangenehme Reminiszenzen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und im Herzen mitspricht, und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt — z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füsse die Paukendienste verrichten. — (Dabey muß ich anmerken, daß ich aus dem Chore „Dich beten Erd' und Himmel an" mir selbst immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag — aus Rührung.) Uebrigens ist es eine nicht leichte Kunst, gut und angenehm zu pfeifen, besonders da alles Pfeifen bey Leuten von Bildung einmal in schlechten, eigentlich in gar keinem Credit steht, und ein vornehmer Mensch im Grunde nie pfeifen darf, und nie angepfiffen werden kann. Es sieht auch stets höchst komisch aus, wenn z. B. ein Tagelöhner, der einen Geheimenrath nicht mehr mit der Stimme errufen kann, hinter

demselben her springt und aus Leibeskräften – pfeift! — Gewöhnlich hilft da noch obendrein alles Pfeifen nicht – denn ein Vornehmer sieht sich in der Regel nach keinem Pfiffe um – es müßte denn im Walde der Spitzbubenpfiff ertönen. Am gemeinsten unter allen klingt der gewöhnliche Anrufspfiff der Landleute; etwas honetter hört sich schon der Hunde- und Bedientenpfiff an, und am vornehmsten klingen die verschiedenen Jagdpfiffe, die ich besonders liebe.

Prädikate. Einer Person oder Sache die ihr jedesmal gebührenden richtigen und wahren Prädikate beyzulegen, erfordert eine gewisse Ruhe und Besonnenheit. In dieser Rücksicht habe ich die passendsten Auswahlen und die glücklichste Auffindung des Schicklichen vorzüglich aus dem Munde der Landleute gehörte. — So erklärte mir ein Jäger in der Schneiße, (ich weiß kein anderes Wort für die Schlingenanstalt im Walde zum Fang der Herbstvögel) woher es komme, daß die Meisen oft ganze Strecken der Schneiße ausleeren, ohne daß eine einzige sich fängt. „Eine Meise, sagte

er, hängt sich nur unten an die Beeren, aber der Vogel (die Drossel) kommt großmüthig „d. i. er setzt sich so gerade oben in den Bügel, daß er den Kopf sogleich in die Schlingen steckt. — Ein Knecht fuhr mich mit zwey muthigen Pferden einen steilen Berg hinan. Mir war bange, daß die Zugstränge reissen möchten. „Fürchten Sie sich nicht, sagte er – die Pferde zerreissen nichts, sie sind muthig, aber sie ziehen gar sittsam."

Protokoll. Ein gutes Gerichtsprotokoll, so wie jede vollkommen treue Registratur ist ein wahres Kunstwerk. Denn wie schwer und heilig und verdienstlich ist es nicht, den wahren Sinn und die innere Herzensmeynung eines armen Unmündigen in die Büchersprache zu übersetzen, und dagegen die Vorspiegelung eines Listigen, von ihrem Schmuck entblößt, wiederzugeben? — Ich behaupte, daß ich hierinn einige Geschicklichkeit gehabt habe. — Gedrängte Protokolle sind meistens besser als weitläufige, und ein federfixer Aktuar ist in der Regel der schlechteste und unbesonnenste. — Schrieb

doch einst, als der Justizbeamte im Termin kopfschüttelnd erklärte „Er wisse sich in diese Sache gar nicht zu finden" der Actuar nieder:

„Hochfürstliches Amt:
Weiß sich nicht zu helfen."

Ein anderer protokollirte in einer Art von Abolitions-Termin Folgendes:

Hochgräfliches Consistorium:

Es habe der Advokat Distel vor allen Dingen denjenigen zu nennen, von welchem er zu diesem Abolitionsgesuche bevollmächtigt sey.

Illa:

Die ganze Stadt kenne ihren Schwängrer, und sie werde ihn gleich selber nennen.

H. Consist.

Verbietet ihr das Maul und verlangt von dem Adv. Distel den Namen des Thäters.

Advokat Distel.

Bittet sich Bedenkzeit aus.

H. Consist.

So werde man ihn selbst so lange für den Thäter halten, bis er einen andern nahmhaft gemacht.

Illa:

Sie werde ihr zur Welt zu bringendes Kind Herrn Distel geradewegs vor die Thüre legen.

Consist.

Sie sollte sich einmal unterstehen!

Illa:

Ja, ja, dieß thue sie ganz gewiß.

Consist.

Das wolle man doch sehen!

(Läßt drauf dieselbe einen Abtritt nehmen u. s. w.)

Noch komischer lautet es, wenn gar die eigensten Persönlichkeiten mit angeführt werden – wie mir denn einmal folgender Passus vorgekommen ist:

Illa:

gestehet endlich nach wiederholtem Bedrohen wirklich ein, es sey freylich wohl an dem, daß er damals im Zorne den ersten Gerichtsschöppen einen Esul, (S. d. Art. U.) den andern aber demnächsten einen Flegul gescholten und dabey die Worte herausgestossen, „ich, der Gerichtshalter, sey eine noch ungeputzte Rotznase!" u. s. w.

Q.

Quelle ewiger Jugend. Es ist gewiß, daß sie uns schon auf dieser Erde tönt und blinkt. Wir verkennen nur oft ihr himmlisches Rieseln! Ich habe sie nie anderswo gesucht, als in der Phantasie. — Wie arm und veraltet kam mir oft das Leben vor – wie gemein und abgelebt alle meine Handlungen – wie fade und unlustig alle Zukunft – wie tief saß der ganze Philister in der abgeschmacktesten, spießbürgerlichsten Prosa da – über und unter mir nichts als trüber Himmel mit Donner, und schwarze schmutzige Wüste – alle irdische Dinge, Verhältniße und Meynungen so verbraucht und längst abgedroschen, wie leeres Stroh! — Auf einmal trat es, wie der Blick eines fernen Silbertropfens, freundlich in mein Gemüth – weich und süß, aber so tief rührend und kräftig, daß mein dürstendes Herz vor dieser wunderbaren Frische erbebte und zu neuem jugendlichen Leben lieblich aufschauerte. — Da sah ich hinüber in das Land der Seelen, und schaute den Quell

der Verjüngung, und um seine ewigfrischen Blumenränder spielten die Kinder der Unsterblichkeit! Ach, wie fühlte ich dann durch einen neuen himmlischen Wundersaft plötzlich alle Zweige meines Lebens wieder geschwellt!

R.

Reisen. Ich wäre mein Leben lang von Herzen gern da= und dorthin gereist! Die aller begehrlichste Reise aber blieb mir stets die in das Innre von Afrika, wohin vorzüglich zwey Gegenstände mein Herz zogen. Erstlich der Niger, sein noch unerforschter Lauf und die unbekannten Mündungen dieses großen wunderbaren Stroms, dessen Gewässer ich auf jeder neuen Karte sich wieder in Sandwüsten verlieren sah, und dessen Versiegen ich dann doch immer von neuem für unmöglich hielt! Zweytens das Einhorn, das große Thier der Bibel, welches ich nur an den Ufern des Nigers wieder zu entdecken hoffte, und welches ich noch jetzt ganz gewiß dort vermuthe. — Uebrigens war bey allen solchen eingebildeten Reisen meine Hauptfreude die: „Wie schön wollte ich sie nach glücklicher Zurückkunft der Welt beschreiben und mittheilen!" Ja, ich glaubte mich noch im ausschließlichen Besitz der ächten Geheimnisse des Reisebeschreibens. Mein Leser sollte staunen — er sollte nicht

etwa mich unter den fremden Völkern erblicken – nein, ich wollte ihn selbst überall an Ort und Stelle hinstellen – in den Gefilden des Po sollte er mit den Schnittern frühstücken, mit den Individuen derselben wirklich auf Du und Du leben, und ihre gewöhnlichen Scherze und Unterhaltungen theilen – an der Tiber sollte er neurömische Lieder singen, Landmädchen des römischen Feldes sprechen und Liebesgeschichten erzählen hören – am Niger mußte er sich mit den guten Mohren leibhaftig am Walde lagern, ihre Gebräuche, Einhornjagden, Arbeiten, Gottesdienste mitmachen, seine eignen Kleidungen nnd Gefühle mit den ihrigen wechseln, als wären sie seine nächsten Nachbarsleute. u. s. w. Ach, was wollte ich nicht alles vermöge meiner Feder möglich machen!

Reinlichkeit ist eine treffliche, aber an sich selbst schon so zarte und reinliche Eigenschaft, daß sie mir stets sogleich wirklich beschmutzt und eckelhaft erscheint, sobald ich ihr geheimes stilles Wesen in Uebertreibung und Affektation übergehen sehe, oder

sie von Jemand mit Selbstlob Andern anpreisen höre. Die Leute, welche soviel von Reinlichkeit öffentlich predigen, sind auch gewöhnlich insgeheim ganz allerliebste Säuchen. (Beyläufig will ich nur erklären, daß ich selbst mich eigentlich mit Recht unter die Reinlichen zählen darf, also ziemlich unpartheyisch bin!) Es giebt eine gewisse innre Reinlichkeit, die sich sowohl im Handeln als in Mienen und Reden äussert – und diese ist die rechte; denn sie gründet sich überhaupt auf Sinn für Ordnung und das, was dem Menschen wohl geziemt und ansteht. Wem einmal diese eigen geworden ist, der wird gegen sich selbst reinlich seyn, er wird reinlich denken, und daher die Regeln der äusserlichen Reinlichkeit, und diese, besonders in Beziehung auf Andere, nie vernachlässigen. Aber bey weitem die meisten „Reinlichen" glauben nur, es zu seyn, und beleidigen in dieser Einbildung alle Augenblicke den Reinlichkeitssinn der Andern. — Habe ich doch einen Menschen gekannt, der gewiße Unziemlichkeiten an jedem Andern scharf tadelte, die eignen aber, die er sich zur höchsten Be-

schwerde Anderer sehr oft erlaubte, für völlig frey von aller unangenehmen Würkung erklärte — und dieß mit vollem Ernst und innrer Ueberzeugung! Hier fehlte der eigne Sinn für Reinlichkeit ganz, und wer sollte glauben, daß die menschliche Verstocktheit bis zu diesem Grade von Näivetät gehen könne! Aber es war wirklich so, und der Satz:

Was jeder Mensch nur selber thut,
Das riecht ihm vor der Nase gut.

ist mir durch diese seltsame Behauptung erst recht klar geworden. Er gilt so ziemlich von allen Menschen, doch hauptsächlich von den sogenannten Reinlichen, die nun einmal die Wuth haben, sich und ihre Werke für einzig reinlich zu halten, beydes aller Welt aufzudringen, alle Welt damit zu eckeln und zu ennüyiren, allem Fremden gegenüber Unreichlichkeit zu wittern und wohl gar Eckel verrathende Gesichter zu ziehen — alles bloß deßwegen, weil sie in Rücksicht ihres Leibes und Geschäfts gewisse Gewohnheiten, die ihnen zuträglich und bequem sind, längst als reinlich angenommen haben, ohne vielleicht das zu kennen,

was die allgemeinen Regeln der Wohlanständigkeit gebieten. Und darum wird der Mensch, der sich am meisten obstinirt, für reinlich zu gelten, gewöhnlich der unbescheidenste und unleidlichste seyn. Ihrer giebt es viele Tausende! — Meine Mutter pflegte die Mädchen, wenn sie sich bey schmutzigen Arbeiten zierten, mit Folgendem anzureden: „Ey, ey, packe nur die Sache getrost an und singe dazu:

„Reinlichkeit, verlaß mich nicht,
Wenn mich der große Saupelz ansicht!"

Im Uebrigen habe ich das, was so viele Menschen zu behaupten wagen — daß die körperliche Unreinlichkeit von Unreinheit der Seele zeuge — niemals bestätigt gefunden, und will daher von allen dießfallsigen voreiligen Schlüssen wohlmeynend und herzlich abrathen. — Solche Uebertreibungen sind gottlos, lieben Freunde! — Wie viele Menschen habe ich selbst gekannt, die nicht wenig unreinlich waren, und doch die reinsten, herrlichsten Seelen in sich trugen! Ich habe sogar mit mehrern Menschen zusammen gelebt, die bey entschiedner Unreinlichkeit nicht einmal unordentlich, viel we-

niger unsauberes Herzens waren. — Dabey fällt mir ein Freund ein, welcher gegen eine vornehme sich zierende Dame immer das Derbe in Schutz nahm, und ihren Reinlichkeitssinn durch das menschliche und milde „Leben und leben lassen" zu berichtigen suchte, wodurch er sie oft bis zur angeblichen Verzweiflung trieb. Einst kam ihr und sein Leibessen, Schnepfendreck, auf die Tafel, und die Dame lobte die Güte desselben mit Behaglichkeit. „Es ist sonderbar, (sagte der trockne Mann, und biß mit der gesundesten Eßlust eine Scheibe an) daß alle eßbaren Produkte, die der menschliche Körper erzeugt, durchaus nichts taugen, so nahrhaft und verführerisch auch ihre Namen klingen mögen – als da sind: Augenbutter – Ohrenschmalz – Zehenkäschen – „Sie legte Messer und Gabel weg, bedeckte das Gesicht mit beyden Händen und schalt laut auf ihn; allein, zwey Minuten nachher war dennoch das Essen mit größtem Appetit verzehrt. — Ich selbst habe mich über die Reinlichkeitssucht hauptsächlich dann geärgert, wenn ich vornehme Städterinnen über vorgebliche Unreinlichkeit in Bauernhaushal-

tungen räsonniren hörte. Jede Dame, die von einer reinlichen Landfrau verlangte, ihre (einzige) Stube sollte immer gekehrt, ihr Fuß und Arm stets gewaschen, ja in ihrem Hause sollte kein Geruch der ländlichen Arbeiten, Einrichtungen und Vorräthe zu spüren seyn u. s. w., die kam mir sogleich als eine dumme Zieräffin und ganz unleidlich vor.

Rache. Ich habe diesem Worte niemals viel Sinn abgewinenn können; und wiewohl ich die eigentliche Rachelust sehr oft gespürt, ist doch selten viel daraus geworden. Gott hat mehrmals die Rache verboten. Dieß und meine eignen häufigen Gefühle von arger Erbitterung haben mir zwar bewiesen, daß die Nachbegierde allerdings wohl in der menschlichen Natur müsse vorhanden seyn; aber dennoch habe ich (Gott verzeihe mir's, daß ich dieß so gerade heraussage!) jenen göttlichen Befehl stets für ein wenig überflüssig gehalten. Besonders in der Kindheit machte ich häufige Erfahrungen darüber, daß der Mensch doch eigentlich zu gut für alle gründliche

und erschöpfende Sache ist. Dachte ich nun vollends an Gott – an den Barmherzigen und Gnadenreichen – so war mir in der ganzen Bibel kein Spruch tröstender als der: „Die Sache ist mein – Ich will vergelten, spricht der Herr.“ „O, wenn Du vergelten willst – dann hat es gute Wege!“ sprach ich oft gerührt, und prieß die Menschheit selig. — Und, wie klug, wie angemessen unsrer praktischen Lebensweißheit erscheint mir die Regel des Heilandes: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen!“ Es ist doch wahrlich das einzige sichre Mittel, sich seine Feinde, wo nicht vom Halse, doch aus dem Gewissen fortzuschaffen! — Ich habe jene Regel während meines Lebens vielleicht ängstlicher zu befolgen gestrebt, als richtig zu fassen gewußt. Wenn ich einen Menschen kannte, der, durch imponirenden Stolz, durch seine widrige Physiognomie, durch renommistisches Wesen, Fadheit, Spott, Verachtung oder grobe Reden mir als Feind erschien, — (denn ärgere Feinde habe ich wohl in meinen beschränkten Kreisen nicht gehabt – und finden

sich deren doch, so bitte ich sie himmelhoch, sich wo möglich gleich heute, wo es noch Zeit ist, zu melden, und gern will ich mich nach Vermögen in Geld oder guten Worten mit ihnen abzufinden suchen!) dann sann ich immer darüber nach, ob es nicht möglich sey, einen solchen Menschen lieb zu gewinnen, mit ihm bekannt zu werden, sein Widriges zu verschmerzen, von der ganzen widrigen Empfindung loszukommen, (der leidige menschliche Egoismus! S. d. Art. Wohlthätigkeit.) oder ihm auf irgend eine Art gefällig zu werden. Und kaum ein Paarmal in meinem Leben ist mir dieß mißglückt. Ich weiß wohl, daß eine solche Denkungsart in mancher Rücksicht fehlerhaft ist, ja einen Mangel an unbefangner, gerader Männlichkeit, und mitten in einer verdammlichen Weichheit einen eben so verdammlichen Stolz beweist. Aber ich war doch einmal von jeher so; und viele Menschen müssen wohl so seyn. — Doch ich komme wieder auf die Rache zurück. Sie endet fast immer da, wo sie wirklich beginnen soll, oder artet doch dann in andere Leidenschaften aus. — Ich könnte wohl den

Menschen, der mir den Vater oder Sohn erschlagen, meine Ehre geraubt u. s. w., mit einem Schlage tödten; aber nur mit dem ersten, schwerlich mit einem zweyten. Denn so wie ich ihn (sey es auch nach jahrelangem Streben) erreiche, sobald er in die Gewalt meiner Rache gegeben ist, und endlich vor dieser ungeschützt da steht, verfliegt sie schnell – und selbst der erste Schlag wäre nicht mehr ihr Werk, sondern die Ausgeburt eines schnell wiederkehrenden augenblicklichen Wahnsinnes aus Schmerz oder Zorn. — Der gerichtliche Kläger dringt auch bey Verbrechen meistens weniger auf die Bestrafung, (ja oft Ersatz,) als auf Eingeständniß des Sieges, der Uebermacht der Beleidigung, Sünde u. s. w. — Freylich, so lange die Rache komisch bleibt, kann sie bis ins Unendliche reizen – aber der erste Uebergang zum Tragischen wird sie fast immer vernichten. (S. d. Art. Schadenfreude.) Hier ist übrigens nur von gewöhnlichen Menschen die Rede – nicht vom Auswurfe der Menschheit. — Ich glaube, daß selbst der fortgewöhnte Weltüberwinder sei-

nem Feinde in demselben Augenblicke Gutes zu thun anfangen wird, indem er endlich den Fuß auf den Nacken des Ueberwundnen setzt.

S.

Suppe. Ich esse gern Brot zur Suppe, und manchmal selbst zur Brotsuppe noch Brot. Oft fällt mir dabey die Gewohnheit eines dicken Bekannten ein, der äusserst behaglich zu Tische zu sitzen pflegte, und immer – so lange es irgend noch schicklich war – Brot in seine Suppe schnitt. Er pries diese Gewohnheit als vortrefflich an. „Denn, sagte er – erstlich wird's mehr; zweytens wirds kalt; drittens schmeckt's besser."

Schönheit. Sie ist kein so seltner Gast auf unserm Sterne, als manche rigoristische Männer behaupten. Alles, was mich durch sinnliche Reize zu dem Uebersinnlichen hinzuziehen vermochte, das habe ich getrost als schön bewillkommt.

Schreibmaterialien. Dabey fällt mir immer ein, daß ich einen Freund, der kürzlich Regierungsassessor geworden war, (aber weit von der Grafschaft Henneberg,

denn in dieser leben wir viel honnetter!) befragte, wieviel er Besoldung erhalte? „Bis jetzt (sagte er) alljährlich freye Schreibmaterialien, und eine Wildhaut!“

Schadenfreude – oder wie soll ich jenes unreine Gefühl nennen, das – ich gestehe es frey – auch mich gar oft berückt hat, wenn ich bey dem Gedanken an hoffärtige, imponirende, mich drückende oder gering schätzende Menschen, mir diese in der Zukunft als verarmt oder gar meiner Hülfe bedürfend dachte, mich selbst dagegen, mit wachsender Lust der Phantasie, in eine künftige, mit allen Glücksgütern reichlich begabte Lage versetzte. Das Gute, das ich Jenen dann erzeigen wollte, war unermeßlich groß – mit der zartesten Schonung wollte ich es ihnen anbieten – kein leiser Vorwurf aus der gegenwärtigen für mich drückenden Zeit sollte an mir sichtbar werden, Summen wollte ich aufwenden, um nur ganz bescheiden ihnen zu zeigen, wer ich eigentlich sey – im übervollen Hochgenusse meiner kolossalen Güte und Größe sollten sie, mit feurigen Kohlen auf dem

Haupte, da stehen, und sehen, „in welchen sie einst gestochen!“— So habe ich mir oft in wonnevoller Phantasie die herrlichsten Palläste geschaffen – ungeheure Landgüter mit ganzen Landschaften umher für mich ausgeziert – ja die Plane dazu mit der Bleyfeder wirklich entworfen – dort ganze Gesellschaften von jenen Menschen mit hoher Pracht, Art und Eleganz empfangen – bewirthet – beschenkt – ihnen fürchterliche Capitale vorgeschossen, (doch stets ohne Zinsen, und in der Hoffnung, daß sie einst um Erlaß bitten würden) und sie im Geiste mit wahrer Freude endlich den Bettelstab ergreifen sehen; und nun – mußten sie von mir großen Hansen durch eine Kleinigkeit schnell auf den alten oder gar einen höheren Gipfel irdischer Glückseligkeit wieder erhoben werden!— Soviel muß ich mir dabey selbst bezeugen: Ich verlangte und wünschte ihren Sinn nie, als in so fern ich – aber einzig ich – ihnen wieder aufhelfen könnte. Allein meine Hauptfreude hierbey hoffte ich doch immer darin zu finden, daß ich von jenen Gesellschaften dann gerade die Personen, welche jetzt zurückge-

setzt, gleich mir gering geachtet, oder gar verspottet wurden, auszeichnete und ehrte. Um ihrentwillen allein sollten die jetzt so stolzen und hochnäsigen Hauptpersonen dann gleichsam nur um Gotteswillen, und wie Hündlein oder Arbeitsbeutel mitgenommen werden. Ihren verkehrten unleidlichen Sinn wollte ich mit nachlässig hingeworfnen (mehrentheils gelehrten, dermalen aber leider schwer durchzusetzenden) Behauptungen so im Vorübergehen ganz gelind zu Boden schmettern. Sie wollte ich bloß mit allem Irdischen sättigen; mit jenen Auserwählten aber wollte ich in himmlischer Wahrheit und Klarheit leben und schwelgen. Den Stolzen und Gewaltigen sollte gezeigt werden, daß sie mit ihrem anmaßenden und absprechenden Wesen von jeher Unrecht, ich aber nebst meinen Schützlingen Recht gehabt. — Rechthaberey lag also wohl hauptsächlich hierbey zum Grunde. — Meine sogenannten Feinde (S. d. Art. Rache) zu Boden getreten zu sehen, ohne selbst sie sogleich emporheben zu können, das war mir von jeher nur ein eckelhaftes Bild. Deßwegen

kann ich aber auch nicht sagen, daß ich das Böse bestraft, das Gute belohnt und anerkannt wissen wollte. Und daher war diese Beglückungswuth eine unreine, egoistische, hochmüthige Sehnsucht nach Verschwendung, die sich zwar mit den Jugendjahren sehr verringerte, deren Erinnerung mir aber in der Folge oft den Hang des Menschen zur Wohlthätigkeit und zu edlen Handlungen überhaupt (S. d. Art. Wohlthätigkeit) natürlicher Weise sehr verdächtig machen müßte.

Schiebkärner (S. d. Art. Genius) sind in der Regel äußerst zornig, übler Laune und grob – dieß alles aber noch im höherem Grade, sobald sie nicht schieben, sondern gar ziehen. Das Ziehen scheint überhaupt dem Deutschen die niedrigste und abgeschmackteste Arbeit zu seyn – und daher kommt es vielleicht, daß unser Volk schwerer als andere daran geht, vor Triumph- und Freuden-Wagen in die Stränge zu fallen und Gauldienste zu übernehmen. Selbst bey Feuerspritzenproben habe ich oft dieses sich äußern sehen. Im

Anfange haben die Spritzenmeister die ganze Spritzendeixel voll Jungen — nach den ersten Paar hundert Schritten stiehlt sich jeder davon, bis auf wenige ächte Gassencantoren, (S. d. Art. Cantor) die sich zum Fortschleppen bereden oder doch fortschleppen lassen. — Am wüthendsten wird ein Schiebkärner dann, wenn ihm ein Fußgänger begegnet, der sich ermüdet anstellt und Jenen mit folgendem sehr gewöhnlichen gottlosen Gruß anredet: „O, wie gut habt Ihr es nicht! Ihr könnt doch fahren, ich aber muß zu Fusse gehen!" — Ein vornehmer Freund grüßte einst in meiner Gegenwart einen Schiebkärner so. Der Mann murmelte aber nur zornig Etwas für sich und fuhr weiter." Was denken Sie von seinem Murmeln? „fragte ich." Ich denke, (sagte mein Freund) daß ich das nicht thun möchte, was er murmelt oder denkt."

Schneider. (S. d. Art. Mitleiden) Ich habe die Schneider von Jugend auf immer ganz entschieden bedauert, weil sie mir meistens blaß und schwächlich

vorkamen. Und womit wird auch das gute Völkchen nicht geärgert? Sogar soll jeder Schneider Tuch stehlen! Ist denn das möglich? Im Ganzen sind sie wohl nicht ganz rein – aber wer ist es außer ihnen? Und dann bleibt bey Beurtheilung ihrer „unermeßlichsten" Verbrechen der größte Maaßstab doch nur die Elle – und höchstselten geht auch Einer über eine. — Sie verdienen in der That jetzo schon deßwegen einige Nachsicht, weil zu dieser Zeit fast jede Dame, die für häuslich gelten will, ihnen ins Handwerk pfuschen muß und an diesen Armen ungestraft zur Brotdiebin werden darf. — Soviel ist indessen richtig, daß alle Söhne der Scheere immer noch eine ganz besondere Nation bilden. Eine gewisse Seelen = Dünnlichkeit behält auch der Dickste. Selbst die Juden, sonst so furchtsam, wollen doch an den Schneidern zu Rittern werden. „Der Ochse ist gut – (sagen die Fränkischen Handelsjuden) er ist dick gefüttert wie eine vollge *** er Strumpf – aber – nun – er ist doch ein wenig ein – Schneider!"

„Seybedankt!“ Wie oft habe ich darüber nachgesonnen, wie man wohl diesen Ausdruck für alle Redensarten die, ausser dem schlichten Zeitworte selbst, noch vom Danke sprechen, passend machen und allgemein einführen könnte. „Ich bedanke mich“ widerspricht offenbar und geradezu dem obigen (doch einmal anerkannt guten) Ausdruck, und heißt soviel als „ich gebe den Dank, welchen ich Dir schuldig zu seyn glaube, mir selbst.“ Sollte es bedeuten „ich belebe, befruchte oder befrachte mein Gefühl für dich mit Dank“ so kommt dieß doch gar zu gezwungen heraus! Vollends wenn ich hören muß: „Gestern habe ich mich aber auch recht schön bey dem Herrn Minister bedankt!“, dann erschrecke ich gleichsam, als hätte der Mensch im Angesichte des Ministers die größte Grobheit verübt! — Doch, ich will nicht zu laut sprechen – denn wenn es unsere neuesten Sprachforscher und hauptsächlich die Puristen erfahren, so machen sie mich gewiß durch einen weit schlimmern Ausdruck vollends unglücklich!

Streit. Wer einen Entschluß darüber zu fassen strebt, ob er mit Jemand andern eine Zeitlang oder für immer zusammen leben will, oder nicht — der lebt in einem gewissen Brautstande und in diesem empfehle ich ihm Zank und Streit von aller Art. Das Angenehme und Unleidliche, was ein Gesellschafter für den andern hat, liegt hauptsächlich in der Art, wie Jeder in Rücksicht seiner Meinung und Lieblingsideen anzugreifen und sich zu vertheidigen pflegt. — So ist es besonders ein höchst wichtiger Erfahrungssatz für mich geworden, daß zwey angebliche Liebende, die noch nie mit einander in Zank und Streit gerathen sind, auch schlechterdings noch nicht wissen können, ob Einer den Andern beglükken oder elend machen werde.

Schöne Frauen. Man sagt, sie hätten meistens ungetreue Ehemänner. Auch ich habe dieß oft bestätigt gefunden, doch nur bey solchen, die durch eine gewisse Regelmäsigkeit für das gelten könnten, was man gewöhnlich schön nennt; seltner bey denen, die durch einzelne schöne Züge

oder Formen reizten. Jene sind dann meistens kalter Natur; oft auch durch gewohnte Bewunderung und Selbstgefühl kalt oder nächlässig – und dieß scheint mir die Ursache des leidigen Uebels zu seyn. Oft mag auch frühe Erschöpfung dabey zum Grunde liegen, da die Schönheit eine gar zarte Blume ist, und ihre Eigenthümer gewöhnlich mehr liebende Herren, als Gärtner seyn wollen. Zuweilen ist auch die Ursache nur darin zu suchen, daß der, welcher viel Schönes, und gleichsam von allem das Rechte kennt, in der Folge von jedem neuen und auffallenden höhern einzelnen Reize freylich stärker entzündet werden muß, als ein Anderer. — Jede, die im gegebnen Falle den Grund des Uebels kennt, kann hier durch Klugheit sehr vieles gut machen. Die Hauptregel ist diese: Auch für die schönste Frau giebt es keine wichtigere und schwerer zu behauptende Eroberung, als die ihres Ehemannes.

Selbst. Jeder Mensch sucht überall nur sich und seine eignen Ideen, die er mit sich herum trägt, und glaubt sie auch auf

den ersten Anblick noch wirklich zu finden. — Neulich besuchte mich ein zerstreuter, aber vielseitig gebildeter Rechtsgelehrter. Er ergriff sogleich vom Tisch ein numerirtes Verzeichniß großer Dichter – las wenigstens zehn Zeilen, und sagte dann erst: „Was hast du da? Zeugenartikel?“

Sokrates. Edler Mensch! Immer bin ich als Jüngling in den Tagen des scholastischen Streits wieder zu ihm zurückgekehrt, und stets hat die Anmuth seiner Philosophie mich von neuem lieblich überrascht. Was war es, das er so treulich suchte, in sich selbst, wie in der Natur und den Sälen und Hallen – so redlich bey Freunden und Edlen, wie bey der schönen Aspasia und jenen reizendsten Weibern des Alterthums? — Einzig das Schöne! Der Mensch in seiner Schönheit war ihm alles Uebrige auch. Und im höchsten Ideal des Schönen fand der Liebenswürdige seinen Gott!

Sonderbare Menschen bleiben oft in jeder Lage, wohin man sie zu bringen

probirt, nichts als – sonderbar, ungenießbar, verstockt, unnahbar. Ihre Stunde ist nun einmal hienieden noch nicht gekommen, und sie vagiren unter den Landthieren so seltsam herum wie Wasserhasen oder Seenachtigallen. — Um einen Apfel aus Ostchina, einen Fußbreit Landes in Westgallizien, eine Fischerhütte in Südlappland zu erwerben, gehen sie jeden Vertrag ein – aber sobald man ihnen dergleichen Sachen aus Westchina, Ostgallizien oder Nordlappland für jene substituiren will, wird aus der ganzen Sache nichts! Und wagt man etwa gar die Behauptung, es gebe hier zu Lande a u c h dergleichen Dinge – gleich fahren sie auf, schreyen über das nichtswürdige Vaterland, schelten auf die Unwissenheit, auf die Badaus, über große Unkunde in Rücksicht der besten irdischen Lokale u. s. w. Man erkennt sie sehr bald an den Meynungen, die sie im gewöhnlichen Leben äußern. Jede Erscheinung soll seltsam abweichend, toll, ungemein – also klug – nemlich dumm – erklärt werden – alles schließen sie an gewisse fixe Ideen an. Z. B. Du gehst mit Einem vor das Thor und lobst den so eben

ertö=

ertönenden Gesang eines Finken. Gleich demonstrirt er dir, daß man sehr bald um Dörfer und Städte her diesen Gesang ganz werde entbehren müssen, da die Sperlinge, die Hauptfeinde jenes Vogels, nach und nach alle ausrotten würden. (Die Sache ist bloß die: Er hat zufällig in seiner Jugend einmal zwey solche Vögel mit einander kämpfen sehen. Alles Uebrige ist Einbildung.) Du bemerkst auf dem Pfade die Spur eines Hühnerhundes. „Eines Hühnerhundes? (lächelt er) Wissen Sie, was für eine Fährte das ist? —" Eine Fischotter! „(Nemlich alte Leute in dem Städtchen haben ihm erzählt, daß ehemals im nahen Flüßchen eine Fischotter sich spüren lassen, die vielen Schaden solle verübt haben. Seitdem findet er überall die Spur derselben.) Ich habe einen scharmanten Mann gekannt, der einige Jahre nach einem gewissen gelehrten Streit, der in unsrer Gesellschaft geführt wurde, sich steif und fest einbildete, er habe Bastarden von Kaninchen und Enten gesehen. — Dergleichen seltsame Menschen sind mir sehr oft vorgekommen. In der Regel sind sie scharfsin-

nig. Widerspricht man ihnen, so fangen sie an zu recitiren, zu deduciren, und sagen öfters mitunter so viel wahrhaft Gutes über die Sache, daß man sich todt lachen möchte. — Ich schüttle dann immer den Kopf und denke: Seine Stunde ist noch nicht gekommen!

Schlüsselblume. Ich ziehe sie und die sogenannten Primeln, wegen ihres ungemein leisen, (einem nicht fein riechenden Menschen oft kaum merkbaren) aber herrlichen und wahrhaft süßen Geruches, fast allen übrigen Blumen vor. Ein dicht besetztes Beet voll schöner Primelsorten (ich besitze deren gegenwärtig zweyunddreyßig!) in höchster Blütenfülle – leise dampfend in der ersten Frühlingsgluth – ein summendes Bienenheer darüber, welches mitten im Geniessen den Blütenstaub zur Befruchtung hin und hertragen muß – o das ist für mich die höchste Gartenpracht! — Wie kommt es doch, daß unsre neusten Mystiker noch nicht darauf gefallen sind, die fünf blutrothen Flecken im Kelch der Schlüsselblume (die Schakespeare schon besingt) zum Denk-

mal der fünf Wunden zu weihen? Mir nannte einst mein eignes Kind – das entzückt zwischen duftenden ungeheuern Sträußen spielte und ihre Süßigkeiten einsog – diese Flecken „fünf blutende Wunden", und behauptete, die Bienen hätten es gethan. Aber mich durchfuhr ein seliger Schauer, als hätte Gottes Finger in dem Kinde die Blumen und meine Seele berührt.

Sehr. Ich hatte einen Bekannten, der sich oft vor Wonne und sanfter Freude nicht zu fassen wußte. Er bediente sich dann des Ausdrucks: „Mir ist so sehr!" Nach und nach fand ich viel Sinn darinn. Bey jedem Gedanken an eine heilige menschliche Wollust – im Genusse der Freundschaft – besonders bey Ahnungen künftiger Liebe, schien er oft in dem Ausrufe schmachtend und überwältigt gleichsam hinzusinken: „Gott, wie ist mir so sehr!" — Komisch blieb uns das Wort immer; denn er übersetzte es sogar ins Küchenfranzösische, und einst, als ihn sein Mädchen grüßte, schloß er mich wieder auf das zärtlichste in seine Arme und sagte: „Mon ami! Il m'est si très!"

Streben. Wer nach etwas Gutem wirklich strebt, den behandle man doch ja mit Achtung und lasse ihn ungestört, unbeurtheilt und ungeneckt, bis er siegt oder erliegen muß! Besonders gilt dieß von allen artistischen Tendenzen. Die strebende Kunst arbeitet sich oft durch dunkle, seltsame Pfade und Nebelmassen – und findet sich endlich im Allerheiligsten der Natur selbst wieder.

Spaziergang. Viele Menschen wollen und können nicht blos lustwandeln, ohne dabey einen andern, fremden Zweck zu ihrem Hauptzwecke zu machen. Sie müssen irgendwo auf dem Lande Jemand besuchen, zum Wein, Bier, oder zur Milch gehen, einen Freund begleiten, in Gesellschaft wandern, oder wenigstens einen Akker besehen. Ich dagegen liebe auf jedem Spaziergange Einsamkeit und gänzliches Ueberlassen an den Gedanken des reinen Lustwandelns – ja ich hasse und vermeide jeden fremden Zweck, den ich noch außerdem ganz selbst beabsichtigen soll. — Ein Berg, Hügel, oder doch eine beträchtliche

Anhöhe ist die Hauptbedingung bey allen meinen Spaziergängen. Da ich in Berggegenden geboren, erzogen und alt geworden bin, so fühle ich in jeder Ebne so lange Angst, Bangigkeit und Langweile, bis ich einen etwas hohen Standpunkt erreicht habe. Sehe ich mich endlich auf dem Gebirge gesichert und gerettet – welchen himmlischen Anblick gewährt mir dann die große Ebne! Aber begehrlich wird sie mir nie – denn um mich her, und hinter mir über Berg und Thal, da liegt mein Vaterland – vor mir aber nur eine prächtige Fremde, die mein Blick gastlich durchschifft, indem er sich schon jenseits derselben sehnend nach neuen Bergfernen hin richtet, die ihm wieder näher, heimischer und verwandter entgegenschimmern – hier schließt sich dann die Phantasie mit einem gewissen Zustande der Ruhe an – jeder nahe und ferne Gegenstand erhält nun seine eignen einzelnen Reize für mich – jeder neue Hin- und Herblick scheint mit neuen Phantasien und Lebensmelodien beladen in mich zurückzukehren – und ich lebe im herrlichsten Vollglanze der großen Welt! (Denn das ist sie,

Ihr lieben, guten, engelogirten Pariser! Und auf diesen Glauben will ich fröhlich sterben!) Wie oft habe ich bey tagelangen Fußmärschen durch eine fruchtbare Ebne aus der Tiefe der staubigen Chaussee brünstig zum blauen Gebirge aufgeblickt, und mit Thränen das alte Lied gesungen:

„Sieh, mein Auge, nach den Bergen
Zions unverwandt hinauf!
Denn auf den geliebten Bergen
Geht dein Heil dir auf!"

Sagt, was sollen mir die üppigsten Saatfelder und Auen, wenn ich sie nicht zu übersehen vermag! Was sollen mir die dicken, reichen Farbenteppiche, mit welchen der Sommer mich umzieht – jenes sattsame Grün eines ungeheuern Getreidfeldes, durchwirkt mit dem grellen Roth der Klatschrose, besäumt mit dem hellen Blau der Cyane, breit gestreift mit dem kreischenden Gelb der Rübsaamenblüte und entzündet von der Sonnengluth – was soll mir das alles hier unten, wo es mich zu ersticken droht – wo es mir wollüstig, geil, ja zuletzt eckelhaft vorkommt – wo seine Nähe meine Phantasie so schwer drückt, wie ein Bierrausch? –

Stellt mich lieber auf einen Hügel – dort falle ich auf meine Knie und danke dem Herrn für all jenen reichen Segen, für das, was ich überblicke, und was ich nicht sehe. — Nur auf einer Höhe ist mir die Ansicht des Unübersehlichen erträglich. — Nur im Walde fühl' ich mich frey und ungedrückt unter den Massen des üppigsten Grüns. Jeder Mensch verbindet ja auch schon von Jugend auf mit dem Begriffe des Blachfeldes Hitze, mit dem des Waldes aber Kühlung. — Ich habe es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß ich jemals in einer freyen ebnen Gegend wohnen könnte – bis mir die Erfahrung bewiesen hat, daß solche Gegenden, sobald man sie in der Nähe betrachtet, zum Glücke doch nie ganz leer an Hügeln und schönen Höhen sind.

Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe einmal gestohlen – und zwar unserm Nachbar Orgelmacher einen prächtigen Apfel. Er war so schön! Des Morgens sah ich ihn unweit unsers Grenzzaunes im Grase liegen – ein Pfund wog er wenigstens – citronengelb war er,

und hatte die schönsten Karminflecken – essen wollte ich ihn nicht – aber haben! — Des Mittags betrachtete ich ihn wieder – des Abends lag er noch immer. „Herr Rommel (sprach ich bey mir selbst) ist doch ein liederlicher Mann – hätten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wohl sorgfältiger gesammelt werden!“ Am andern Morgen glänzte er im Thau, klotzte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne gieng über meinem Bubenstücke auf. — Ich aß noch im Garten mein Morgenbrot – aber mit so zweydeutigem Appetit, wie ein Teig fressender Esel – und trat dann angstvoll ins Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte und das Geständniß leicht erhielt. Ich bat recht sehr um Prügel; aber er

kannte seinen Mann – ich mußte sogleich, statt aller Strafe, das siebente Gebot verlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen und um Verzeihung bitten. — O, des furchtbaren, ungeheuern Ganges! Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwey Worte die ich sprach, (nemlich „Herr Rommel!") sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut – es kam eine Freudigkeit über mich – ich sagte alles treulich, was mir befohlen war – blickte dann weinend nieder – der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter – die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken – und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück.— Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen, zu stehlen. Besondere Grundsätze (außer dem siebenten Gebot) habe ich mir niemals deßhalb gemacht. Nachgedacht habe ich oft darüber – wenn ich von Jemand zu einem fremden Geldkasten geschickt ward, oder allein mit dem Schlüssel vor einem

fremden wichtigen Schranke stand – „wie ein Mensch wohl stehlen könne?“ In Versuchung aber bin ich nie gekommen. Doch gerieth mir dieß keineswegs zur besondern Ehre. Denn der Grund davon ist wahrscheinlich: Ein gewisses Streben, in der Mode zu seyn und für geschmackvoll zu gelten, welches mir schon frühe besonders eigen war. Und ich hielt das Stehlen so wie manche andere groben Vergehungen von jeher für äusserst dumm, abgeschmackt und längst ausser der Mode. Dieß hat sich so entschieden in mir fort bewahrt, daß ich noch jetzt mir fest einbilde, ein Mensch, welcher stiehlt – welcher betrügt, sein Amt auf unerlaubte Art benutzt, Geschenke nimmt, aus Privatrücksichten partheyisch ist u. s. w. – könne unmöglich ein guter Gesellschafter, geschweige denn Schriftsteller oder Künstler seyn. Ich halte auch oft diese Gesinnung für das höchste Glück, mit dem mich Gott begnadigt hat. — Literarischen Diebstahls (wie man es fälschlich nennt) bin ich mir auch nicht bewußt. (Siehe übrigens die ersten Zeilen des Art. Nachahmen.) Gedan-

ken, die ich nicht los werden konnte und doch nicht für mein hielt, habe ich hoffentlich überall mit Gänsefüssen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! — Hierbey muß ich noch eines besondern Diebstahls erwähnen, der mich stets von Herzen gefreut hat — denn, die zwey ersten Buchstaben dieses Artikels mahnen meine ganze Seele an den süßen Nahmen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers! Doch Er, der sich immer des treuesten und bewundernswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstähle keins! Ja, ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird — daß sie oft allein die seinigen waren — oder doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöhen in süßer Wechsellust ausgetauscht hatten! — August, ich weiß, daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worinn so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns um-

leuchteten, umschatteten! — Wie herrlich bewegt recitirten wir da, und schrieen gegeneinander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, sie kochten für zwey Wahnsinnige oder Hexenmeister! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter sich bis zum höchsten Lärm gesteigert hatte, und meine beschwerliche Freundschaft Dich zu ersticken drohte — wie schön lagerte sich dann zwischen die Gelagerten ein stundenlanges Stillschweigen, gleich einer freundlichen Prosa — und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsumliegenden Weltbilder so mächtig auf den Centralpunkt unsrer Bergruhe herein! Weißt Du wohl, daß wir oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem — Weltgeschrey? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen und in neuen prächtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißsäulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit? — Und dann, unsre Nächte in den Thälern? August, unsre Träume?

Kennst Du noch die heitre Mondnacht im Bade zu Liebenstein? Wo ich Dich um die Mitternacht im Traume so schön und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall – und wo Du, als ich sachte zu Dir trat, im leisen Flüstern jener Worte aus Göthe's Fischer:

„Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bey der Liebsten Gruß —"

selig lächelnd erwachtest? — O du guter, sanfter Mensch! Habe Dank für Deine Liebe! Du gabst mir ja stets alles was Du hattest – Dein Herz theiltest Du mit dem Freunde – auch deine Gedanken gabst Du mir – ach, ich nahm sie dir oft freudig, weil ich selbst Dein zu seyn glaubte und Dich ewig lieben will! Oft, Du göttliche Seele, gefielen Dir deine Meynungen besser, wenn Du sie von mir wieder lasest – und Du wußtest nicht mehr, daß sie die deinigen waren – oft nur durch meinen Eigensinn entstellt! — Sagt, wen müßte solche stille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?

T.

Treue in der Liebe halte ich für das Hauptkennzeichen, wodurch sich die reine Liebe von der blos sinnlichen Neigung unterscheidet. Bey der letztern kommt sehr wenig darauf an, ob der eine Theil sich seiner gethanen Schwüre erst etwas später erinnert, als der andere die seinigen wieder vergaß. Denn Liebende dieser Art müssen einander, aus einem der Natur vollkommenen gemäßen thierischen Triebe, ungetreu werden, sobald der reizendere Gegenstand ihnen erscheinte — Wird nicht die edle Biene von Hybla schnell aus Instinkt die alberne Hasenpappel verlassen, sobald die Düfte des sicilischen Quendels sie zum köstlicheren Genusse laden? — Daher wird bey solchen Liebenden die Treue nur selten, und blos einseitig vorkommen, wie Pferde- oder Hunde-Treue.

Tugendhaft. Der äußere Anklang dieses Wortes ist mir komisch, ja lächerlich geworden, und zwar durch einen halbnärrischen Kerl, der, sobald man ihm zwey ge-

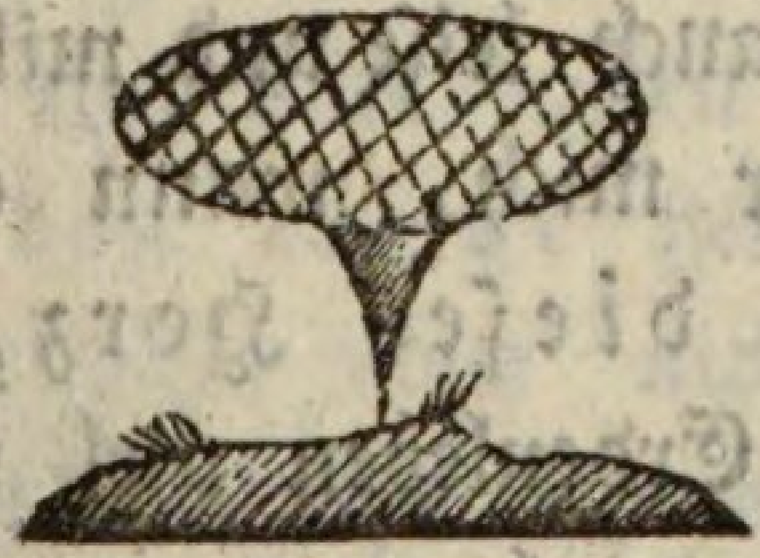
wisse Mädchen nannte, (in welche Beyde er auf einmal, doch demüthigst und bescheiden, vernarrt war) ein höchst freundliches und verliebtes Gesicht zog und im knarrenden Ton eines verblasenen Fagotts sagte: „Ich halt' d'für, die Madmesell Lowise und nachher wieder die Madmesell Dorthe müßten wohl die zwey tugendhaftigsten Frauenzimmer in der ganzen Stadt sinn – wenn's nur meine Mutter zufrieden wär'!" Mein Kleiner hat hierauf folgende Parodie gemacht: „Ich halt' d'für, unser gutes Hündchen müßte wohl das tugendhaftigste Hündchen in der ganzen Stadt sinn – wenn's nur meine Mutter zufrieden wär'!" (S. d. Art. Verdruß.)

Tag. Der Name eines Cantors in Leipzig. Lebt der treffliche Tonsetzer noch, so grüße ihn dieser Artikel aus Herzensgrunde – denn seine Kirchenstücke und Cantaten sind lieblich und heiter wie sein heller Name! — Mein Lieblingsstück unter seinen Compositionen war eine Cantate, die wir in meinem Geburtsorte gewöhnlich auf die Kirchweihe, wo sich fremde Musiker einfan-

den, ordentlich mit Trompeten und Pauken besetzen konnten. Der Text hieß: „Zion, singe Deine Freuden!“ u. s. w. — Unser Cantor brachte es so weit, daß wir einen ganzen Jahrgang von Tag – freylich oft unvollständig – geben konnten. Lange quälte sich der herrliche Mann, um die Aufführung einer Tag'schen Cantate „von der wunderbaren Führung Gottes“ zu Stande zu bringen – aber vergebens. Sobald er nur von dieser Cantate sprach, erheiterte sich sein ganzes Gesicht. Sie war das Wunderbarste und Höchste von aller Musik, was ich mir damals dachte – aber ich habe nie einen Laut davon vernommen! Wenn ich vor der Frühkirche in die Musikprobe kam und erfuhr, das heutige Stück sey von Tag, da fiel mir sogleich aufs Herz: „Tag von der wunderbaren Führung Gottes!“, und die sonntägliche Morgensonne schien mir dann heller durch die Fenster der grossen Schulstube zu blicken – ach, da war es meiner Seele „ein köstlich Ding, dem Herrn lobsingen!“

Tod.

Tod. So tritt denn hervor, du gute, stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet – laß mich dich einen Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur! — Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Geripp, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter diesem einfachen grauen Bilde, das sich in, und endlich über jedem einzelnen Leben ausbildet:



(Auch das Grab dachte ich mir niemals schwarz, sondern als eine graue, dämmernde Erscheinung.) Bey den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewiße Zerstückelung eine Unvollkommenheit oder Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheibe – die allmählich mit und aus

schen u. s. w. verstümmeln und zerreißen, und wieder verstümmeln, und ewig verstümmeln werden – ey so übersetzt, bis euch Charon übersetzt!

U. — Ich sehe und höre diesen Buchstaben, der etwas Antikes für mich hat, noch immer sehr gern in manchen Endungen z. B. in Insuln, Fabuln. Unsere Voreltern haben wahrscheinlich das E in manchen Fällen nicht für so vornehm gehalten als das U und I. Denn Latinomanie war es nicht allein, da noch immer viele Deutsche (hauptsächlich aber Schweizer) Vogul, Unschlitt, (statt Inselt) Flegul, (S. d. Art. Protokoll) Obrist, Hochgeehrtister, Wittib u. s. w. sagen und schreiben. Wir Neuern begünstigen das E. desto mehr, und wohl mit Recht, weil es die Worte nicht so breit macht als U, I, A und O. Indessen konnte diese Vorliebe doch bald zu weit gehen, da man jetzt allmählich die Schrift immer mehr der Aussprache unterwirft und auch hier und da überhaupt der Kürze zu vieles aufopfert. So wollte ich wohl wetten, daß man in der

Grafschaft Henneberg und ihrer Nachbarschaft nach funfzig Jahren (wenn nicht Einhalt geschieht) wirklich schreiben wird z. B. Ministern, (statt Ministerinn) Pfarrn, (Pfarrerinn,) Dietels, (Dietlas) Eckerts, (Eckhardts) Arelshausen, (Aroldshausen) Taberz, (Tabarz) die Frau Hofadvokat (Hofadvokatin) u. s. w. Dergleichen Freyheiten sehe ich schon jetzt gar oft an modesüchtigen Geistlichen, ja selbst Beamten – und doch dürften sie, besonders bey Eigennamen, schlechterdings nicht statt finden.— So schreibe ich selbst wirklich schon „elf", statt eilf.

Ungewöhnliches – es besteht in Thaten, Zeichen oder Worten – kann oft einen Menschen in seinem höchsten Zorn und Grimm plötzlich irre machen, besänftigen oder gar erschrecken. Von der Würkung ungewöhnlicher Worte habe ich ein merkwürdiges Beyspiel auf der Akademie mit angesehen. Einer meiner Bekannten, der es oft nicht unterlassen konnte, die Leute im Vorübergehen ein wenig zu necken, ärgerte sich stets über die Grobheit der Weiber auf

dem Fischmarkte, weil diese ihm jeden seiner kleinen Spässe sogleich mit den abscheulichsten und unnatürlich seltsamsten Schimpfreden verdarben und verleiteten. Besonders haßte er Eine davon bis auf den Tod, weil ihre Flüche wahrhaft fürchterlich klangen, und weil er es noch nie vermocht hatte, sie zum Schweigen oder um das letzte Wort zu bringen. Einst berichtete er, das Geheimniß hierzu sey wahrscheinlich gefunden, und lud eine Gesellschaft ein, um wenigstens von ferne den Spaß mit anzusehen, der ihn zu seiner Rache führen sollte. Wir traten in die Nähe. Er selbst gieng an dem Weibe vorüber, drehte sich aber schnell wieder zu ihr und fragte: „Was kostet dieser Bückling?“— „Achtzehn Pfennige“ war die Antwort. „Viel zu theuer!“ sagte er gelassen, und schlug das Weib mit dem Bückling ein wenig an beyde Ohren, rieb ihr dann sehr freundlich den Fisch ein Paarmal unter der Nase herum, legte ihn wieder an seinen Ort und nahm höflich seinen Abtritt. Sie sprang auf, stemmte beyde Arme in die Seite und — fieng an! Er hörte aufmerksam zu, und nach den er=

sten zehn oder zwölf Schimpfworten zog er plötzlich einen Foliobogen (worauf das hebräische Alphabet geschrieben stand) hervor, entfaltete ihn und begann ganz langsam, aber mit fürchterlicher Baßstimme folgendermaaßen zu schimpfen: „Was? — J du verfluchter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Waw, du Sajin, du Chet, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Sameth, du Ajin, du Pe, du Zade, du Kuph, du Resch, du Schin, du Sin, du Thau!“— Nach den ersten zehn Begrüssungen ward das Weib still und setzte sich, und der ganze Fischmarkt fieng an zu lachen. Am Ende starrte sie ihn an, konnte vor Erstaunen kein Wort vorbringen und litt es still und geduldig, als der Siegreiche sein Proklama wieder einpackte und davon gieng. Aber eine Andere rief ihm zu: „Es ist doch hübsch, wenn man was gelernt hat!“ und bat ihn um Abschrift.

Umständlichkeit. Ich habe oft bemerkt, daß ein Zorniger sich viel eher faßt und beruhigt, sobald man ihn dazu ermun=

tert, daß er seinen Zorn umständlich auslasse und seine Geschichte recht ausführlich erzähle. Man gebe ihm während seiner Erzählung keinen Verweis über irgend einen Ausbruch seiner Wuth, und höre ihn so lange still an, (oder doch nur mit den kleinen Zwischenreden der Aufmerksamkeit, als: Hm! Ey! So! Der Tausend! u. s. w.) bis er nichts mehr weiß. Während dessen sind schon die Genien der Scham, Bescheidenheit und Reue still auf den Wüthenden eingedrungen, und die Vernunft hat sich wieder ermächtigt, um Vorstellungen anzunehmen – ja ich habe Zornige wie Tieger beginnen, und sich durch ihre eigne Erzählung selbst so ganz ermüden und abspannen sehen, daß sie wie Lämmer endigten und nicht mehr wußten, was sie mit ihrem anfänglich so stürmischen Verlangen eigentlich gewollt.

Usbeck. Der Name eines Cantors in meinem Geburtsorte. (S. d. Art. Cantor.) Sey gegrüßt, du heilige Seele! Sey gegrüßt in deinem Himmel, nach welchem auch ich mich von Herzen sehne! —

Ach, meine Freunde! Warum fraget ihr immer noch nach „Beweisen der Unsterblichkeit!“ Wer fühlt nicht Unsterblichkeit in der Seele, wann er hinüber blickt zu seinen Lieben, zu seinen Freunden, zu den großen Gestalten der Geschichte – wann er denkt und strebt, wie er dort die Wiedergefundnen trösten, lieben, versöhnen wird? Wie rein wir dort lieben und danken, geben und nehmen werden? Zu welcher vollen Kraft und Ruhe, That und Betrachtung wir uns für das Jenseits schon hier im Voraus geschaffen und geschickt fühlen, ja in solchen heiligen Stunden des Lebens schon diesseits wahrhaft finden? — Giebt es denn wirklich Menschen, welche diese Stunden der Unsterblichkeit in der eignen Seele nicht kennen? Die nur nach Theilnahme an fremder Ruhe ringen? Nach Beweisen aus einem fremden Gemüthe, welche doch dieses durch keine Sprache noch Rede jemals zu veräußern vermag? — Aber komm herüber, mein Usbeck – schwebe hervor, du Gestalt meiner Unsterblichkeit! — Wie wildfremd klang mir als Kind sein Name – wie

chinesisch und tartarisch erschien er mir gar in der Folge! — Dann ward ich zu ihm in die Singstunde geschickt. Wie liebreich war jener Unterricht, und welche Reichthümer der Töne schloß da in meinem Herzen der geschmackvolle Mensch auf, der so ganz in Tönen lebte, der drey Jahre lang in dem musikalischen Leipzig studirt, vorher die Thomasschule besucht, im Richter'schen Concert die erste Violine gespielt und im Umgange mit Gebildeten sich alles das erworben hatte, was uns den Menschen angenehm macht! Wie melodisch und biegsam war seine herrliche Tenorstimme — wie rein und lieblich jeder Satz seiner eignen Compositionen! Er war ein ewig jugendlicher, bildschöner Mensch, ein immer heiterer Gesellschafter, tanzte gut, ritt wie ein Husar, focht wie ein Held, schoß die Schwalbe im Flug, lief und sprang wie ein Pfeil, war ein vortrefflicher Ringer, blieb auf allen Kegelbahnen stets der — Cantor, hielt sich selbst für einen ächten Blumisten, (wie wohl er nur ein großer, aber kein ächter, sondern ein ehrlicher war, was in der Regel kein

ächter, als solcher, ist) war witzig, verschwiegen, freygebig, poetisch, voll Enthusiasmus, ein Ehrenmann, sittlich rein, stolz, treu bis in den Tod! — Und alles das hat jetzt meine Freundesfeder nicht verschönert, sondern es ist wörtlich wahr. — Auf die Akademie gab er mir vortreffliche moderne Regeln mit, die meinem ältern Vater nicht hatten bekannt werden können. Als ich von der Akademie zurückkam, trank der Jugendliche noch akademische Brüderschaft mit mir, war oft noch kindlicher und fröhlicher als ich, ward mein treuer Freund, der kluge Rathgeber für meine Haushaltung, und blieb meine Lust und Freude bis ihn Gott rief. — O du treue Seele! Wie innig hast du mich geliebt! Keine einzige Bitte hast du mir jemals versagt! — Wir waren z. B. einst einen ganzen Sommer lang fast jeden Abend ein Paar Stunden auf einer Kegelbahn im Schloßgarten beysammen. Jeden Abend schwur er bey seiner Ankunft lachend, heute Nachts sicherlich nicht mit mir zu essen — und jeden Abend nahm der Treue meinen Bissen freundlich an, um ein wenig länger bey mir zu

seyn. — Noch als ich in seinen letzten Fieberphantasien zu ihm trat, war ich ihm eine willkommne Erscheinung – und noch immer war er schön, noch immer ein Mann des Lebens und ein redlicher Kegler. Als ich in tiefer Schwermuth seine Hand ergriff, sagte er lachend: „Hör, ich verwette mein Leben darauf: Wenn du nicht zum Glück noch den Sandhasen schossest, so wären wir alle verloren!“ Ich lächelte und die hellen Thränen stürzten mir aus den Augen. Das wunderte ihn; doch drückte er mir da zum letztenmal mit ungeheurer Kraft die Hand und sagte: „Das ist ja doch ein gar entsetzlicher Schweiß! *) Aber es ist wahr – du wirst es nicht übel nehmen – es ist da oben freylich nicht so, als wäre man im Paradiese, lieber, lieber Freund!“ — Zwey Stunden hernach war er dahin! — O Tod! Tod! Warum nahmst du mir ihn so früh! — Doch vergieb mir, Allmächtiger – ich weiß ja, daß das Schöne auf Erden

---

*) Ich habe mit wahrer Freude auch außer diesem Falle mehrmals erfahren, daß Sterbende die Thränen Anderer oft für Schweiß halten.

sterblich seyn muß, damit er unsterblich werde! (Ein Landmann sagte mir einst über den Tod meines Kindes mit einer recht wunderbaren Freundlichkeit im Auge: „Ey, es war doch ein gar zu hübsches Jüngelchen – aber – unser Herr Gott will auch keine Narren bey sich haben!“) Nein, ich will nicht murren! Und dann – dann find' ich nach kurzer Zeit Dich wieder, mein August! —— Der letzte Gang mit meinen Eltern, mit Bruder und Kind, war aber nicht schwerer, als der, den ich mit diesem Freunde that! Als er am hohen Kirchberge auf seiner Baare so freundlich da stand, neben seinem Garten – als sein alter rüstiger Vater (ein guter weicher Mensch und eben so trefflicher Tonsetzer wie er) die eine kalte Hand, und ich die andere faßte, und die Gemeinde so redlich mit uns darüber weinte, daß es aus war mit dem guten, guten Menschen – da – o meine Freunde, was für schwere, thränenreiche Gänge giebt es doch auf Erden! — Ade denn, mein Usbeck! Dir hätte ein hohes, ritterliches Begräbniß gebührt – denn du warst auf Erden stets

wie ein freudiger Ritter und kämpftest ewig gegen das Gemeine! Dort liegt nun dein Leib neben meinen theuern, rechtschaffnen Eltern – und das ist auch eine rechte Stelle für dich, du rechtlicher Mensch, du Ehrenmann! — Ade, wir sehen uns wieder!

V.

Voß und Kosegarten haben wirklich Recht: Es giebt doch nichts Seligeres, Sittsameres und Andächtigeres, als eine Pfarrerstochter, wann ihr Vater in der Sakristey still sitzt, und der Geliebte – predigt!

Versmaaß. Ich habe viele Jahre lang geglaubt, es könne keinen wohlklingendern Vers geben, als folgenden, den die alten Bauern auf den Günther, oder die Entwurst, auch die Magenwurst (die man eigentlich erst im Sommer essen darf) gemacht haben, und wodurch sie das Dreschen selb dritt ausdrücken:

Im Winter
Mein Günther
Da drischt man das Korn.
Wenn's kalt ist
Nicht alt bist,
Laß ich dich ung'schor'n.

Verdrehungen und Wortversetzungen liebe ich in allen meinen Scherzen gar sehr. Dergleichen Kleinigkeiten erwärmen nicht gerade zum Lachen, aber sie erheitern unmerklich und sanft, sobald nur ein Paar Freunde darüber einverstanden sind. Daher freue ich mich immer recht heimlich, wenn ich neue Bekanntschaften machen soll, die z. B. Ilchmesser, Hickenscheer, oder Freckwitz heißen, weil ich sie bald einmal Milchesser, Schickenher, und Weckfritz nennen zu dürfen hoffe. Der Grund dieser Liebhaberey liegt in meinem Vers, der ehemals unter den Kindern meines Geburtsortes und an andern Hennebergischen Orten im Schwange war, und so lautete:

Vor'm Jahre im Handschuh
Verlor ich mein'n Herbst;
Da gieng ich acht Tage finden
Eh' ich ihn sucht'.
Da kam ich bey ein Guck,
Da locht' ich hinein,
Da saßen die Bänk', auf den Herrn!
Da thät ich mein'n Tag ab
Und sprach: „Guten Huth, ihr Herrn!

„Da

„Da muttert mich meine Schick,
„Ob die Fertig hänschich (Handschuhe) wären?
„Für Sorg sollt ihr nicht gelden,
„Mein V'rgelt wirds euch schon muttern.

In diesem werthen Verse glaubte ich immer so viele kleine Spässe gleichsam auf einmal zu erblicken, als etwa ein ganzer Hund voll Flöhe einzelne Lebensgeister enthält. Daß ich jeden Spaß so leicht und vollkommen verstand, gewährte mir die größte Freude — und daß auch alle meine Leser wahrscheinlich jeden verstehen und das ganze kleine Spaßmagazin doch mit einem leisen Lächeln durchlaufen werden, das, ich gestehe es, freut mich noch heute ein Bißchen. — Möge man doch diesen Artikul (nebst andern) dem Spielkindchen zu gut halten!

Verdruß. Dabey fällt mir eine artige Höflichkeit meines kleinen Jungen gegen das Haushündchen ein, das er außerordentlich liebt, und oft mit einem schönen Dämchen, bald mit einen Häschen, bald wieder mit einem Löwen vergleicht. (Wie-

wohl das Thier – unter uns, und hinter dem Rücken des Kleinen gesprochen! – eigentlich, wie mancher sich so nennende Held, gar nichts menschliches, und auch vom Löwen weniger Löbliches als Häßliches vom Hasen besitzt!) — Wenn es einen tüchtigen Fußtritt von der Mutter bekommen hat, (S. d. Art. Tugendhaft.) nimmt er es sogleich mit höchstem Jammern in die Arme und spricht: „O du lieber Himmel – das arme, unglückliche, unschuldige Thierchen – hat Verdruß gehabt!“

Vorhümpler. So nennt man in den südöstlichsten Gegenden am Thüringer Walde den verstorbenen Mann einer zum zweytenmal verheiratheten Frau. Beyde Eheleute geben ihm zuweilen diesen Namen. Man findet selbst in Akten Stellen wie diese: „Comparentin: (oder Comparent:) diese angeöhrte Schaumünze komme noch von ihrem (seinem) seligen Vorhümpler her, und habe deßwegen einen ganz besondern Werth.“ — Ein solcher seliger Mann mit einem solchen seltsamen Namen hat von jeher – und noch in seinem Grabe, so oft

ich ihn nennen hören – unter die Gegenstände gehört, die mich, ich weiß nicht warum, (S. d. Art. Mitleiden) ganz entsetzlich dauern.

Vorsätze zum Schaden oder gar zur Unterdrückung einer wahren Liebe bringen fast immer die entgegengesetzte Würkung hervor. „Einst, (so erzählte mir eine schöne Freundin) einst wollte der Geliebte, nach mehrjährigen Reisen, wieder aus fernen Landen zurückkehren. Sein letzter Brief hatte mir den Tag bestimmt, die Stunde der Mitternacht genannt, und freundlich gebeten, daß mein Haus für ihn bis dahin offen bleibe, das Auge für ihn noch wache, damit er die erste menschliche Begrüßung in der Vaterstadt den Lippen der Freundin verdanke. — Da saß ich harrend in der stillen Nacht und dachte Manches. — Er ist nun moralisch größer geworden – Er hat der Frauen so viele gesehen – Wie wird es mit seiner Treue beschaffen seyn – Er wird mehr als vormals glänzen – Welche Erfahrung muß er gemacht haben – Er wird imponiren wol-

len – Nein, er darf nicht – Ist sein Herz bis hieher treu geblieben, so muß ich ihn jetzt, da er wieder mich allein besitzen wird, meine Uebermacht empfinden lassen – Das muß ich, denn er war schon vorher allzustolz – Ich will und muß es gleich heute wagen, da ich von heute an das zwischen uns geltende Gesetzbuch wieder im Verlag habe – Wirklich schlägt es schon zwölf und er zögert noch – Das ist viel gewagt – Er weiß daß ich um elf schlafen gehe – Hoffentlich ist ihm kein Unfall begegnet – Ach mein, in A. bey der B. war er sicherlich heute; von ihr kommt man sobald nicht weg – Ungetreuer, du wagst schon heute das erste Verbrechen – Bitter soll dein Uebermuth bestraft werden – Betty! Meine Leute können sich niederlegen – Sie auch, Betty – Dort wenigstens auf dem Sopha im Nebenzimmer kann sie schlafen – Vorher müssen alle Rollen niedergelassen werden, damit es tiefe Nacht im ganzen Hause sey – Geschwinde nur – Es bläst ein Postillon – Nein, er ist schon vorüber – Wie mir das Herz schlägt – Der falsche Mann – Halb Eins – Aber es soll kein Schein,

keine Täuschung bleiben, nein, ich will wirklich schlafen – Hier auf diesen Polstern — — — Wer an seiner Stelle wäre nicht wenigstens um elf gekommen – Betty, sie schläft wohl schon – Der Lärm auf den Straßen will aber auch heute nicht enden — — — Gott, wenn ihm ein Unglück zugestoßen wäre – O gewiß nicht, sondern er übernachtet sicherlich, nur sechs Stunden von der Freundin, noch in A. — Ein Uhr – Ungetreuer, es ist nur zu wahr, was ich schon vor deiner Abreise vermuthete, und du bist dieser heißen Thränen nicht mehr werth – Ja, ich reiße dich aus diesem Herzen – Himmel, man klopft – Betty, Lichter – Geschwind – zum Glück wacht der Bediente noch und öffnet die Thür – Liebe Betty, Lichter – Um Gotteswillen, viele Lichter – Er ists – Gott, seine Stimme, sein Fußtritt! — — Er war es – ich flog hinaus – ich stürzte in seine Arme – ich bekannte ihm Alles liebeschluchzend – ach, ich Aermste war vollkommner und heiliger, als je, sein!"

Vogelfang. Ich liebe alle Arten des Vogelfangs gar sehr. Schon als Kind

kam mir jeder Knabe, Jüngling oder Mann, der auf Triften, in Gärten und Wald, zum Vogelstellen ausgieng, höchst glücklich, reizend und poetisch vor. Kinder besonders haben ihre größte Freude und Wonne am Vogelfang. Sogar alle Schriften über den Vogelfang suchte ich immer mit größter Begierde auf, und durchstöbere sie noch jetzt sehr gern. Selbst bis auf die Titel der Bücher erstreckt sich meine Neigung; ich mag keinen Titel leiden, der von etwas Kleinen redet: (als da sind „die kleinen Freunde der Naturgeschichte – der kleine Pappkästchenmacher – der kleine Schmetterlingssammler" u. s. w. – denn mir ist immer, als müßten verständige Kinder, die etwas Tüchtiges lernen wollen, dergleichen Titel gering achten, ja übel nehmen!) aber, „der kleine Vogelfänger" einzig und allein sagt mir ganz ausserordentlich zu!

Vertraute Briefe. — Tretet ein wenig auseinander, Ihr Herren – denn ich will heftig werden und selten! — Wie? Ja! — Alle vertrauten Briefe sind und blei-

ben mir ewig ein fremdes anvertrautes Eigenthum. Sie ohne besondere Erlaubniß des lebendigen, und hauptsächlich des todten Eigenthümers, Andern, oder gar der Welt bekannt zu machen – das ist mir eine offenbare Verletzung des Depositi, welche nach römischen Rechten (Hört Ihr wohl?) infamiam immediatam nach sich zieht. — Ich verbitte mir alles Lachen – pfui, wie garstig ists, unmittelbar (d. h. sobald Ihr es gethan habt) infam zu werden! Bedenkt das wohl!— Was? Es wäre etwa nicht wahr? Ich muß es wissen – denn ich habe dritthalb Jahre lang die Rechte studirt, und etwas Rechtschaffnes gelernt!— Ist es nicht wahr, liebes, bestes Publicum, daß das alles wahr ist? Halte doch ja über meiner (Docentens) Meynung, so lange Dir noch ein Auge offen steht, Du Verehrtestes!— Und Dich allein geht auch eigentlich die Sache an, (und nur die Briefe nicht!) aber mich Unpartheyischen interessirt sie im Grunde gar nicht.— Denn was mich selbst betrifft, so weiß ja die Welt längst, (und ich werde es noch öffentlich und feyerlichst erklären!)

daß ich, außer einigen Sachen, zu welchen ich mich bekannt, (wozu auch noch dieses A. B. C. mit gerechnet werden soll) keine Zeile geschrieben habe,*) und daß alles dieß Wenige ohnehin schon viel zu viel ist; daß ich aber, was ins besondere Briefe anlangt, niemals irgend Jemanden eine Zeile geschrieben habe. Meine Freunde haben mich oft um Briefe bombardirt, aber keiner hat jemals Antwort erhalten. Wer von ihnen das Gegentheil zu behaupten wagt, der beweise es mir mit meiner eignen Handschrift – ich werde ihm dagegen eine Abschrift zurücksenden, und eine Vidimation hinten dran, die er nicht ins Fenster stekken, geschweige drucken lassen soll! — Sollte daher ja irgend ein Coquin de mes amis (denn von Freundinen rede ich gar nicht – die würden viel zu edel für „so was" seyn!) nach meinem Tode Etwas von mir drucken lassen, so habe ich ja durch Vorstehendes jetzt zum Voraus allen dergleichen

---

*) Ich nehme höchstens zwey Fragmente aus, die ich einer Freundin, respective zur Vollendung, übergeben habe.

Producten den Stempel der Unächtheit und Lächerlichkeit aufgedrückt. Wie gesagt, ich darf ganz unbesorgt seyn, und ich wollte bey dieser Gelegenheit mich nur ein wenig wichtig machen, daran erinnern, daß ich auch ein Schriftsteller (das heißt: Nichts Schlechtes) bin und daß ich meinen literarischen Nachruhm eben so sehr liebe und verehre wie Ernst Wagner. (Man sehe in dessen Reisen aus der Fremde in die Heimath im II. Bande die große Note.) Und so wäre ich für meine Person eigentlich fertig. — Aber jetzt in vollem Ernste: Pfui, Ihr Unedeln! Könntet ihr jemals die schönen Flammen des fröhlichen Wahnsinnes, der sich ganz hingebenden Freundschaft, der gemüthlichen Liederlichkeit, des hohen Zornes über die Welt u. s. w., deren Spuren sich nur so leicht flatternd und flockig dem Papiere einbrannten — Euch unschätzbar, Euern Kindern und dem Publikum aber ärgerlich, oft lächerlich, und nie vollkommen verständlich — könntet ihr sie zusammenbringen — könntet ihr in ihnen unsre Freundschaft und alles redliche Vertrauen gleichsam auf öffentlichem

Markte verbrennen – o so hole Euch und alles Geschreibsel der Gukuk baldmöglichst!

W.

Wohlthätigkeit. Ich bin nicht sehr dafür, in so fern sie nemlich Geld oder Atzung austheilt. Treibet die Teufel mit Stößen und Schlägen aus dem Menschen, damit die reinen Geister frey in ihm schaffen können – dann seyd ihr die wahren Wohlthäter der Menschheit! Wenn ihr muthig und männlich alles Böse und Elend mit Feuer und Schwerdt verfolgt – was wird dann auf Erden übrig bleiben können, als das Gute und die Glückseligkeit? Wenn ihr als reine Denuncianten, als treue Fiskale der Menschheit verfahret, dann werdet ihr edel und groß handeln – aber nie dann, (S. d. Art. Schadenfreude.) wenn ihr euch zu faulen, furchtsamen und falschen Gnadenverschwendern herabwürdigt, die sich nur bequemes Wohlbefinden sichern und ihre Freundeschaar lieber aus dem Wegwurfe der Menschheit bilden, als Feinde und Hasser dulden wollen.

Wonnigliches Leben. Es giebt Zeiten im Leben, wo dem Menschen vor vielen auf einmal erscheinenden Freuden bange wird. Am häufigsten habe ich dieß Gefühl freylich in der Kindheit erfahren. Z. B. um die Weihnachtszeit erschienen mir oft noch andere glückliche Zufälle, als Späße, Vergnügungen, fremde Geschenke, Besuche, Neuigkeiten u. s. w. wovon ich manches herzlich wegwünschte, manches mit größerer Hast zu genießen, manches auch nur mit desto höherer Freude und Sicherheit wegzuzehren strebte, weil ich doch noch genug Herrlichkeiten übrig behielt, und weil mich die gehaufte Freudenlast gleichsam drückte. In solchen Wonnezeiten kann auch die kleinste interessante oder heitere Begebenheit den bisherigen Reichthum so schnell zum Ueberflusse steigern, daß man der Verschwendung sich zu ergeben geneigt wird.— So gieng auch z. B. mein kleiner Junge am letzten Tage des Weihnachtsfestes bereits mit wirklichen Spargedanken um, da die kleinen Vorräthe bald aufgezehrt waren. Plötzlich tritt seine Schwester mit der Nachricht ins Zimmer, daß binnen einer Stunde der

Kronprinz von *** durch die Stadt reisen werde. „Der Kronprinz von ***? (schrie der erfreute Kleine) Ey, Vater – da schneid' ich meiner Treu noch einen Pfefferkuchen an!“— Ich hatte gar nichts dagegen; denn vor dreyßig Jahren hätte ich dasselbe gethan – und noch gestern that ich etwas Aehnliches.

Wichtig. Mein Himmel, wer kann sagen: das ist wichtig oder unwichtig? Wenn ich nur einen einzigen Blick in eine einzige kleine Gesellschaft thue, welche verschiednen Wichtigkeiten sehe ich da auf den Gesichtern und durch das allerseitige Betragen ausgedrückt! — Da ist einem Wollenhändler vom Lande einzig das Gespräch über die muthmaßlichen Preise wichtig – seiner Tochter einzig das heutige Schauspiel – einem Gelehrten, der spatzieren gehen will, einzig das Wetter – einem Schüler einzig jener Gelehrte – einem Künstler einzig ein reizendes Mädchen – diesem einzig ein Dichter – diesem wieder einzig ein unter dem Ofen im Traume wimmernder Hund u. s. w. Keiner von allen diesen

(mich selber endlich auch mitgerechnet) kann begreifen, warum sein Gegenstand nicht auch jedem Andern als einzig wichtig, alles Uebrige aber als gleichgültig erscheint? — Einigemal habe ich es versucht, von allen solchen Wichtigkeiten keine unwichtig zu finden, als die meinige, aber auch keine wichtiger, als die sämmtlichen andern ertragen konnten. Da hieß es denn, ich sey ein guter, theilnehmender Gesellschafter. Es gibt aber auf Erden nichts langweiligeres für mich, als mich selbst, wenn ich einen guten Gesellschafter vorstellen soll.

Wallnußbäume. Ich besuchte einst im Durchflug eine sehr würdige Pfarrfamilie. Der Tag war schwühl. Wir saßen im Grasgarten unter drey hohen alten Wallnußbäumen, sprachen von guten Zeiten und Menschen, und ich war vom Herzen froh und warm geworden. „Welche Kühlung (rief ich aus) geben doch diese schönen, herrlichen Bäume! Ich glaube, sie sind die schönsten auf der ganzen Erde!“ — Der alte Geistliche sah mich mit heiterm und bedeutendem Lächeln an — und ach,

wie ward mir in diesem Augenblick! Wie durchbebten mich der Vorzeit heilige Schauder, als ich die Bedeutung seines Lächelns erfuhr. — Er hatte, wie ich wußte, meinen verewigten Vater genau gekannt. Dieser hatte ihm einst erzählt, „daß er hier (wo mein Großvater und nachher mein Onkel Pfarrer gewesen sind) als ein kleiner Knabe drey Wallnüsse gesteckt und die Bäumchen noch mit großer Freude bis zu einer Mannshöhe großgezogen, worauf er in die Fremde gegangen und dem ältern Bruder die Sorge für sie überlassen.“ — — — Wie gewaltsam habe ich einst meine Freudenthränen zurückhalten müssen, als ich ein Stück Wegs mit einem uralten Bauern aus diesem Dorfe gieng, welchen mein Großvater noch confirmirt hatte, und der mir (dem Ahnenstolzen!) von der Liebe erzählte, die mein Onkel unter der Gemeinde genossen habe, und daß dessen Vater, der alte Siegmund**, und seine Ehefrau doch ganz gewiß aus ihren Gräbern sogleich gen Himmel gefahren seyen! — — Ich drückte ihm die Hand – und – o hätt' ich mich doch dem alten Manne genannt! Aber, ich fühlte

mich fremd, und es hielt mich eine gewiße Furcht zurück. — Ja, ihr frommen Schatten, ich gehöre euch redlich an – aber ach, wir sind doch nicht so gut wie unsre Väter waren!

Wärme. Die höchste reinmenschliche Wärme, die ich als Kind gefühlt zu haben mich erinnre, erregte ein liebes Mädchen in mir. Sie spielte mit ihrem ältern Bruder und mir im Grase, wo ich vorher beyde Geschwister durch Erzählungen aus „Gysanders wunderlichen fatis einiger Seefahrer" sehr belustigt hatte. Im Nachgefühl der herrlichen Geschichten schmiegte sich das liebliche Kind zärtlich an dem Bruder, sprang auf, rief wieder „liebstes, bestes Brüderchen" und warf sich von neuem an seine Brust und gab ihm die zärtlichsten Namen. Er aber, dem es gerade jetzt mehr darum zu thun war, über die gehörte Erzählung nachzudenken, wies sie dießmal ziemlich kalt von sich – wie nun die Brüder sind. Da blickte sie mich mit einer gewißen freundlichen Trauer an, die mir die ganze Seele bewegte.

Ich

Ich brannte vor Verlangen, sie an meine Brust empor zu reissen und ihr zuzurufen: „Komm, hier ist ein Herz, dessen Freudigkeit der deinigen mit gleicher Wärme entgegenbrauset!" Es ist unmöglich, daß man einen höhern Grad von Wärme gegen einen Menschen fühle, als ich in jenem Augenblick gegen das gute, aus Fröhlichkeit liebende Kind! Aber freylich hielt die eigne Blödigkeit mich von allen Gewaltschritten zurück – auch hätte ich, ohne diese, doch durch jede Aeußerung über die Sache den Bruder zu beleidigen besorgt, der mein sehr guter Freund war und der, wenn ich es überlegte, eben nichts Uebles, wenigstens nur Etwas gethan hatte, das ich mir gegen meine Geschwister auch zuweilen erlaubte. Ueberhaupt gehört es schon unter die seltensten Fälle, daß die Herzlichkeit des Einen Geschwisterten von dem Andern in demselben Augenblicke mit gleicher Herzlichkeit erwiedert werde. Gewöhnlich nimmt der Andere den zärtlichen Ueberfall mehr für Neckerey (höchstens für eine komische Freudenexplosion, die er dann etwa duldet) als für Herzlichkeit.

Wortspiele. Ich liebe sie, wie alle Spielereyen, ausnehmend – und Keiner läugne mir, daß er sein Leben lang wenigstens Einige gefunden, gemacht oder gelebt hat, die ihm Lust und Freude gewährten, oder ihn doch, während er sie machte, invito domino, ein wenig erheiterten. — Das erste Wortspiel hörte ich, als Knabe, von einem Kutscher ungefähr so vortragen: „Es war mal Einer gewesen, der hatt' ein Mädchen lieb gehabt, die hatte Barr (Barbe, Barbara) geheissen und hatte tausend Gülden baar Geld mitkriegen sollen. So hatt' er ihr immer den Arm um den Hals geschlungen und gesagt: Barr, gelt, ich ha dich gern? (Ueber das Wort gelt S. d. Art. Michel) Er hatt' aber ihr baar Geld gemeynt – das hatt' er lieb gehabt – Hahaha – sie hatt' aber gedacht, er meynte sie, weil sie Barr geheißen hatt' – aber er hatte das baar Geld lieb gehabt, und nicht das Mensch – drum hatt' er immer gesagt: Barr, gelt, ich ha dich gern? Hahaha! Und das dumme Thier hatt' immer gedacht, er meynte sie, weil sie Barr hieß. Aber er – u. s. w."

Das Streben des guten Kutschers, immer verständlicher zu werden, gieng noch viel weiter; aber er trug das alles so freundlich vor, daß mir dabey ganz leutselig ward, und ich beschloß, wo möglich noch mehr solcher hübschen Dingerchen zu machen.

X.

Xenium ist ein Gast-, oder Neujahrs-, oder Gesandtengeschenk, und zwar – wie ich mir immer gedacht habe – ein solches, das man ißt, verzehrt, „vor's Herz schlägt." Auch jene Xenien, worinn einst Göthe und Schiller das ganze gelehrte Deutschland mit so reichlicher Spende erfrischten, habe ich nie für Satyren gehalten, wie viele Dichter seit dem die Xenien nennen; dazu waren mir jene viel zu gemüthlich. Es waren auch wirklich recht schöne, herzliche Gaben dabey, welche hier und da wah-

re Freude müßen erregt haben. Daß aber die meisten dieser kleinen Reizmittel Uebelbefinden erregten, daran war nicht sowohl ihre eigne Natur, als manche träge und verzogene Natur des deutschen Parnasses Schuld – und dieß darf daher die Natur eines Xeniums keineswegs verändern.

Y.

Ysop ist ein schönes wohlriechendes grünes Kraut, bey dessen Anblick ich, von meiner Kindheit an bis auf den heutigen Tag, mich stets in stillen, wehmüthigen Gefühlen verlor. (S. d. Art. Hurenmenuet.)

3.

Zauberspruch. Den ersten Zauberspruch, der mir noch jetzt fürchterlich klingt, hörte ich insgeheim von einer Tante, welche ihn ganz leise meiner Mutter mittheilte, in der Folge aber denselben, auf inständiges Bitten, auch mich lehrte, weil er keine Würkung gethan hatte – in welchem Fall gewöhnlich die Heiligkeit und Heimlichkeit solcher Formeln gar bald verletzt wird. — Sie litt an der Gicht, und mußte auf Befehl eines medicinischen Schusters den ersten Mai frühe vor Tages Anbruch sich im Walde einfinden, dort drey Tropfen ihres gichtischen Blutes in den Spalt einer jungen Fichte stillschweigend versenken, und, nachdem die Oeffnung, mit Wachs von einem Jungfernbienstock, verschlossen war, folgenden Fluch laut ausrufen:

Gut' Morgen Frau Fichte,
Da bring' ich dir die Gichte,
Was ich getragen hab' Jahr und Tag,
Das sollst du tragen dein Lebetag!
Der Erde Thau befeuchte dich,

Des Himmels Regen wässre dich,
Doch drücke dich nun ewiglich
Mit Gichteseuch' auf mein Geheiß
+ + +
Gott V. S. und H. G.

Mein Gedächtniß faßte den Spruch nur allzuschnell auf. Aber – nun trug ich das Ungeheure mit mir herum, und fürchtete oft, Gott und meinen Vater (welchem die Geschichte verborgen bleiben mußte, da er in Rücksicht des zweyten Gebots keinen Spaß verstand) erzürnt und beleidigt zu haben. Daher sprach ich die letzte furchtbare Zeile nie laut aus, und fühlte noch eben jetzt Bedenken, sie auszuschreiben. — Daß die Frauen, die doch beyde anerkannt fromm und redlich waren, über das Ding gelacht hatten, beruhigte mich wieder.

Zahnausreißen. Oder eigentlich Zahnnichtausreißen! Lebenslang wird mir ein gewisser geschickter Chirurgus vor den Augen des Gedächtnisses da stehen, der in meiner Gegenwart etlichemal zum Spiegel trat, um sich selbst einen Zahn kunstmäßig auszureißen, und immer wieder, unverrichteter Sache, zurückkehrte. Als ich end-

lich vor Lachen laut brüllte, packte er die Instrumente ein und sagte: „Ja, ich sehe wohl, so Etwas ist unmöglich. Denn, die Sache ist die: Im Anfange geht das Ding jedesmal recht gut; aber sobald es mir wehe thut, höre ich eben auf – und ich wäre ja auch der größte Narr in der Welt, wenn ich nicht aufhörte!“— Was sagt Eure Philosophie zu dieser Philosophie, Ihr Herrn?— Was mich betrifft, so konnte ich vor Lachen nichts dazu sagen.

Zuckererbsen. Ich habe in meiner Kindheit lange geglaubt, die Zuckererbsen (die ich nicht gern aß), hätten diesen Namen bloß deswegen, weil sie so schlecht wären, daß man sie, ohne Zucker dazu zu thun, nicht füglich essen könne. Und wirklich läßt mich jetzt der Luxus allmählig Recht behalten.

Ziegler. Welche Seligkeiten und Schauder hast du in meine Jugend gebracht, du großer, vortrefflicher Anshelm von Ziegler! Wie blutig und muthig gieng es in der herrlichen asiatischen Banise zu! Und doch wie lustig auch wieder – besonders im Munde des göttlichen Skandor, der einmal ein Recept verschrieb, das man „alle

Abend nüchtern vor'm Schlafengehen in einem Löffel voll Wasser fein trocken einnehmen sollte!" — Am fürchterlichsten war mir sein historisches Labyrinth der Zeit-hauptsächlich aber das Gespenst zu Gehoven in Thüringen. (S. d. Art. Hineintragen.) Die Kammer, und noch mehr die Stelle, wo Zieglers ungeheure Bände und Franziszi's lustige Schaubühne und dessen hoher Trauersaal gewöhnlich lagen, hatte immer etwas Unheimliches, und bey Nacht etwas Fürchterliches für mich. (S. d. Art. Furcht.) Am meisten liebte ich den historischen Schauplatz der Zeit, worinn es mir überaus wohl gefiel, daß der Verfasser oft beym letzten Tage eines Monats das Wort „Ende" in einem Schlußverslein so wohl anzubringen wußte. So war z. B. bey dem 29. Hornung die letzte Nummer: „Erfror ein armer Schneider bey N. N." Hieran hieng ein schöner Vers, welcher, wenn ich mich recht besinne, sich folgendermaaßen schloß:

„Der Scheerenheld erwarb durch Frost
den Tod behende,
„Und mit dem Hornung nahm der
Ziegenbock ein ENDE."

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Johann Ernst,

Reisen aus der Fremde in die Heimat

Bd.: [3.] Anhang.

Hildburghausen u.a. 1810

P.o.germ. 1551 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10122626-7